

Kulturpreis Deutsche Sprache
2006
Ansprachen und Reden

Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck

IFB Verlag Paderborn

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<http://dnb.ddb.de>

abrufbar.

Erste Auflage 2006

Copyright © by

IFB-Verlag

im Institut für Betriebslinguistik

Schulze-Delitzsch-Straße 40

D-33100 Paderborn

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit

Genehmigung des Verlages

Druck: Difo-Druck, Bamberg

ISBN 978-3-931263-63-8

Kulturpreis Deutsche Sprache
2006
Ansprachen und Reden

Herausgegeben von
Helmut Glück, Walter Krämer
und Eberhard Schöck

Redaktion: Holger Klatte

Inhalt

Begrüßung durch den Sprecher der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache Prof. Dr. Helmut Glück	7
Grußwort des Staatssekretärs im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard	11
Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Kassel Thomas E. Junge	14
Laudatio auf die Weleda AG Felicitas Schöck	18
Dankrede des Vorsitzenden der Weleda-Gruppenleitung Mathieu van den Hoogenband	22
Laudatio auf den Träger des Jacob-Grimm-Preises Deutsche Sprache Wolfgang Thierse	25
Rede zur Übergabe des Jacob-Grimm-Preises Deutsche Sprache Eberhard Schöck	32
Dank für den Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache Günter de Bruyn	34

Autorenverzeichnis	41
Verzeichnis der bisherigen Preisträger	42
Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache?	43

Zum Geleit

In diesem Jahr waren die Grundgedanken, um die es bei der Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache ging, das Erinnern an deutsche Geschichte, das Erhalten fast vergessener Literatur und die Ansichten der Menschen in Ost- und Westdeutschland über ihre Sprache. Wer diese Themen – ob aus literarischer, kulturwissenschaftlicher, soziologischer Perspektive – behandelt, komme an Günter de Bruyn nicht vorbei, leitete Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse seine Laudatio auf den Träger des Jacob-Grimm-Preises Deutsche Sprache ein.

Über die Anwesenheit Wolfgang Thierses haben wir uns besonders gefreut. Als Germanist ist er nicht nur bestens mit dem Werk Günter de Bruyns vertraut. Er gehört außerdem zu den Politikern in Berlin, die Themen, die die deutsche Sprache betreffen, stets in den Vordergrund rücken, die sie nicht als Nebensache abtun und die gehört werden, wenn sie diese Themen ansprechen. Um dem Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages die Teilnahme zu ermöglichen, haben wir sogar den lange festgelegten Termin der Preisverleihung verschoben. Deswegen begab es sich in diesem Jahr, daß am selben Tag gleich zwei wichtige Kulturpreise vergeben wurden, der Georg-Büchner-Preis in Mannheim und der Kulturpreis Deutsche Sprache in Kassel. Diese Gleichzeitigkeit war zufällig.



Der Träger des Jacob-Grimm-Preises Deutsche Sprache im Jahr 2006 ist Günter de Bruyn. Für seine Bereitschaft, nach Kassel zu kommen und den Preis persönlich entgegenzunehmen, bedanken wir uns an dieser Stelle noch einmal. Wenige Tage nach der Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache feierte Günter de Bruyn seinen achtzigsten Geburtstag. Auch diese Feier fand in einem offiziellen Rahmen im Kleist-Museum in Frankfurt an der Oder statt. Als Gratulantin kam neben vielen anderen Persönlichkeiten Bundeskanzlerin Angela Merkel. In ihrer kurzen Ansprache dankte sie Günter de Bruyn für seinen herausragenden Beitrag zur „Gestaltung des wiedervereinigten Deutschlands“

und stellte seine Verdienste um die literarische und politische Kultur in Deutschland heraus.

Mit der Weleda AG als Trägerin des Institutionenpreises deutsche Sprache betrat zum zweiten Mal in der Geschichte des Kulturpreises Deutsche Sprache ein Handelsunternehmen das Podium der Geehrten. Preisträger aus der Wirtschaft, die sich sprachliche Verdienste erworben haben, sind nicht leicht zu finden. Gerade in diesem Bereich, in der Werbung und im internationalen Handel, wird der deutschen Sprache viel Schaden zugefügt. Die Weleda AG verhält sich hier anders. Sie verwendet in ihren Veröffentlichungen eine klare und verständliche Sprache und sucht für die Produkte auf dem deutschen Markt deutschsprachige Bezeichnungen. Sie stellt Arzneimittel und Kosmetika her – ist also in einer Branche tätig, in der das Deutsche fast verschwunden zu sein scheint, wenn man durch die Regale der Drogerien geht. Für die Weleda AG nahm der Leiter der Gruppenleitung, Mathieu van den Hoogenband, den Preis entgegen.

Im folgenden geben wir die am 21. Oktober vorgetragenen Grußworte, Laudationen und Danksagungen einem größeren Leserkreis zur Kenntnis. Wir sind davon überzeugt, daß die enthaltenen Gedanken zum Deutschen als Unternehmenssprache, zur Stellung von Anglizismen im Deutschen und zum Leben und Werk des Jacob-Grimm-Preisträgers des Jahres 2006 mehr Interessenten finden als jene 500 geladenen Gäste, die im Blauen Saal der Stadthalle Kassel Platz fanden.

Durch die Vermittlung der Stadt Kassel wurde die Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache auch in diesem Jahr von Kasseler Firmen unterstützt, und zwar von der ista Deutschland GmbH, der Kassel Tourist GmbH, der Hübner GmbH, der Sparkassenversicherung, der Alstom GmbH, der Kasseler Verkehrs- und Versorgungsgesellschaft mbH, der K+S Aktiengesellschaft, der Plansecur Unternehmensgruppe, der Kasseler Bank, der Firma Bernhard Starke, der Deutschen Städte Medien GmbH, Herrn Friedrich Michael Fillies sowie der Stiftung Deutsche Sprache (Berlin). Diesen Unternehmen und Einrichtungen gilt unser herzlicher Dank, ebenso dem Chasalla-Ensemble unter der Leitung von Herrn Karl-Friedrich Gent, welches die Preisverleihung mit Stücken von Robert Schumann umrahmte.

Helmut Glück

Walter Krämer

Eberhard Schöck

Begrüßung durch den Sprecher der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache

Prof. Dr. Helmut Glück

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie im Namen der Jury zur sechsten Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache.

Der Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache 2006 wird Günter de Bruyn für seine Verdienste um die deutsche Sprache verliehen. Herr de Bruyn, seien Sie herzlich begrüßt. Ihre Verdienste um die deutsche Sprache sind vielfältig, und sie sind subtil. Dies wird uns nachher der Laudator erläutern.

Ich begrüße den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, den Germanisten Wolfgang Thierse, SPD. Wir freuen uns sehr darüber, daß Sie die Laudatio auf unseren Preisträger halten, Herr Thierse. Sie sind nicht der erste Inhaber dieses hohen Amtes, der hier eine Lobrede hält. Vor drei Jahren hat von dieser Stelle aus Dr. Norbert Lammert, CDU, ihr Nachfolger, den Preisträger Prof. Christian Meier vorgestellt. Im vergangenen Jahr hat Dr. Konrad Schily, FDP, die Laudatio auf Prof. Paul Kirchhof gehalten. Sie sehen, daß wir die Begegnung mit der Politik durchaus suchen. Denn Sprache und Politik sind untrennbar miteinander verwoben. Dabei ist unser Preis ein Kind der Bürgergesellschaft, er hat mit Parteipolitik nichts zu tun. Die deutsche Sprache muß das Anliegen aller Demokraten deutscher Sprache sein und bleiben, über Länder- und Parteigrenzen hinweg.

Der Generaldirektor des Deutschen Historischen Museums in Berlin, Hans Ottomeyer, wurde im Mai 2006 gefragt, was denn die Deutschen zusammenhalte. Das war noch vor der Fußballweltmeisterschaft. Seine Antwort war ganz im Sinne Jacob Grimms:

„Die Sprache. Sie allein verbindet uns mit allen Ecken und Fransen, sie prägt uns. Andreas Gryphius hat das Elend des Dreißigjährigen Krieges besungen, Grimmelshausen hat ihn für uns bewältigt. So entstand gemeinsame Kultur.“

So entstand im 17. Jh. eine gemeinsame Kultur der Menschen deutscher Sprache, getragen von ihrer gemeinsamen Hoch- und Schriftsprache, die seit dem 18. Jh. die deutschen Dialekte überspannt und miteinander verbindet. Nun fragte der Journalist:

„Wie ist es beim Türken oder Russen, der heute eingebürgert werden will? Ist deutsch (sc. Deutsch) die Eintrittskarte zur Nation?“

Darauf Ottomeyer:

„Ja sicher, so war das immer, Das Land hat erfolgreich Hugenotten aufgenommen oder polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Die Grenzen des Reiches haben sich ständig verändert, die Sprache aber blieb“.¹

Die Sprache aber blieb. Sie blieb den Deutschen erhalten auch in den 40 Jahren der staatlichen Teilung. Die DDR brachte es zu einem eigenen Staat, einer eigenen Staatsbürgerschaft, womöglich (eher nicht) zu einer eigenen Literatur, aber nicht zu einer eigenen Sprache: die Sprache aber blieb. Die SED versuchte Anfang der 70er Jahre, das Deutsche in der DDR zu einer eigenständigen Variante des Deutschen zu befördern. Doch das blieb erfolglos. Das ist nicht zuletzt das Verdienst der Schriftsteller, die in der DDR große deutsche Literatur schufen, unter ihnen, in einer hervorragenden Rolle, unser heutiger Preisträger. Es sagte dazu:

„Die kurzschlüssige, vom Wahn der Omnipotenz des Staates eingegebene These von den zwei deutschen Literaturen, deren eine (wie es damals hieß) der anderen eine Geschichtsepoche voraus ist, hat inzwischen ein ehrwürdiges Alter; (...) Böll (...) hat diese These durch seine Wirkung früh widerlegt.“² Auch Sie, verehrter Herr de Bruyn, haben diese These eindrucksvoll widerlegt. Auch dafür ehren wir Sie.

Den Institutionenpreis Deutsche Sprache erhält in diesem Jahr die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der Weleda AG aus Schwäbisch Gmünd. Ich begrüße die Mitarbeiter dieser Abteilung und ihren Leiter, Theo Stepp, ebenso den Vorsitzenden der Weleda-Gruppenleitung, Mathieu van den Hoogenband. Die Weleda AG hat ihren Sitz im Remstal in Württemberg. Sie ist nicht unser erster schwäbischer Preisträger, der widerlegt, was die Stuttgarter Landesregierung seit Jahren behauptet: „Wir können alles, außer Hochdeutsch“. Die Weleda-Leute können Hochdeutsch. Daß Ministerpräsident Öttinger in diesem Jahr einen anderen Sprachpreis klar gewonnen hat, steht auf einem anderen Blatt.

Die Laudatio auf unseren Gmünder Preisträger wird Felicitas Schöck halten. Im vergangenen Jahr vertrat sie als Laudatorin ihren erkrankten Vater. In diesem Jahr konnten sie gottlob gemeinsam hierher kommen. Ich grüße herzlich und sehr dankbar Eberhard, Sabine und Felicitas Schöck und die anderen Schöcks,

¹ Der Spiegel Nr. 21, 22. 5. 2006, S. 170.

² Günter de Bruyn, Als der Krieg ausbrach. Über Heinrich Böll. Dankrede zum Heinrich-Böll-Preis in Köln am 30. November 1990. In: ders., Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten. Frankfurt/M.: S. Fischer, 2. Aufl. 1991, S. 158-168, hier: S. 167.

die hierher gekommen sind. Eberhard Schöck verdanken wir, daß es den Kulturpreis Deutsche Sprache gibt.

Das Grußwort der Hessischen Landesregierung wird Staatssekretär Joachim-Felix Leonhard sprechen. Die Grüße der Stadt Kassel wird Bürgermeister Thomas-Erik Junge überbringen. Ich begrüße Sie beide herzlich.

Ich begrüße weiterhin Herrn Staatsminister a. D. Helmut Schäfer, der von 1987 bis 1998 im Auswärtigen Amt tätig war und sich dort nachdrücklich für eine aktive auswärtige Kulturpolitik eingesetzt hat. Ich begrüße Herrn Bundesminister a. D. Hans Eichel und die Abgeordneten des Deutschen Bundestages und des Hessischen Landtages, die zu uns gekommen sind. Ich begrüße die Stadtverordneten und Magistratsmitglieder der Stadt Kassel und die Landräte, Bürgermeister und Kommunalpolitiker aus Nordhessen, die unter uns sind. Eine besondere Freude ist es mir, den Präsidenten der Theodor-Fontane-Gesellschaft begrüßen zu dürfen, Herrn Prof. Hubertus Fischer aus Berlin, ebenso Frau Anette Kanngießer von der Rinke-Stiftung in Hamburg.

Ausdrücklich möchte ich diejenigen willkommen heißen, die diese Preisverleihung durch finanzielle Zuwendungen unterstützen, nämlich einige Kasseler Unternehmungen. Dankbar begrüße ich die Vertreter der Hübner GmbH, der Alstom GmbH, der Firma Bernd Starke, der Deutsche Städte Medien AG, der ista Deutschland, der Kassel Tourist, der Kasseler Bank, der Kasseler Verkehrs- und Versorgungs GmbH, der K + S AG, der Plansecur Unternehmensgruppe sowie Herrn Friedrich Michael Filies.

Derzeit gibt es Streit über die Frage, ob das Deutsche in Kindergärten und auf den Pausenhöfen und Fluren unserer Schulen für alle Kinder die gemeinsame Sprache sein sollte. In den Klassenzimmern ist sie das hoffentlich schon. Manche meinen, eine solche Regelung verletze Minderheitenrechte. Dieser Auffassung bin ich nicht. Nur die Kinder, die unsere Sprache sicher beherrschen, haben bei uns Aussichten auf Schulerfolg, auf eine ordentliche Berufsausbildung und auf gute Lebensperspektiven. In diesem Jahr erlangten 40% der Jugendlichen aus eingewanderten Familien keinen Ausbildungsplatz. Die Zahl der Jugendlichen aus diesen Familien, die eine Lehrstelle fanden, ging von 1994 bis 2005 von 126.000 auf 67.000 zurück.³ Das hat nicht nur, aber auch zu tun mit dem verbreiteten *laissez-faire* in bezug auf das Deutschlernen, dem Wegschauen und dem Schönreden eines brennenden Problems. Darin liegt der Skandal, nicht in einer angeblichen sprachlichen Diskriminierung. Es ist erfreu-

³ F. A. Z. vom 16. 10. 2006, S. 5.

lich, daß Mathias Schreiber im „Spiegel“ diese Dinge Anfang Oktober deutlich dargestellt hat.⁴

Es wurde viel zu lange damit gewartet, solche Einsichten offen auszusprechen. Der VDS gehört allerdings zu denen, die das seit langem tun. Ich begrüße den Vorstand des VDS und seinen Vorsitzenden, Prof. Walter Krämer, den Wissenschaftlichen Beirat des VDS und seinen scheidenden und seinen designierten Vorsitzenden, Prof. Knoop aus Freiburg und Prof. Duhamel aus Brüssel. Herrn Wolfgang Windfuhr, das einzige Mitglied unserer Jury, das noch nicht genannt wurde, heiße ich an dieser Stelle willkommen. Ein persönliches Bedürfnis ist es mir, Herrn Prof. Wolfgang Sauer zu begrüßen. Und natürlich begrüße ich recht herzlich alle VDS-Mitglieder, die zu uns gekommen sind, und Sie alle, meine Damen und Herren.

Danken möchte ich all denen, die diese Festveranstaltung vor und hinter den Kulissen organisiert haben. Stellvertretend für alle Mitarbeiter der Stadt Kassel, die uns tatkräftig unterstützt haben, möchte ich mich bedanken bei Frau Füchsel, Frau Thomas und Frau Apostel vom Brüder-Grimm-Museum. Ein weiterer Dank geht an Holger Klatte, der in Bamberg die Fäden in seiner routinierten Hand hielt. Endlich danke ich den Künstlern, die diesen Abend musikalisch begleiten, nämlich Herrn Gent und dem Chasalla-Ensemble. Sie werden uns mit dem ersten und dem vierten Satz des Klavierquintetts in Es-Dur von Robert Schumann erfreuen.

Ich wünsche uns allen nun eine ebenso kurzweilige und inhaltsreiche Festveranstaltung und bitte Herrn Prof. Leonhard, das Wort zu ergreifen.

⁴ Mathias Schreiber, Deutsch for sale. Spiegel 40, 2. 10. 2006, S. 182–198.

Grußwort der Hessischen Landesregierung

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Verehrte Preisträger, Herr Vizepräsident des Deutschen Bundestages, meine sehr geehrte Herren Abgeordneten des Deutschen Bundestages und des Hessischen Landtages, Herr Bürgermeister und alle anderen, die von Prof. Glück schon begrüßt worden sind.

Ich überbringe Ihnen die Grüße des Hessischen Landesregierung und habe diese Einladung – nicht zum ersten, und, wie ich glaube, nicht zum letzten Mal – gerne angenommen. Ich grüße Sie ganz besonders von Herrn Ministerpräsident Roland Koch.

Zunächst möchte ich Herrn Eberhard Schöck ganz herzlich danken, ohne den dieser Preis und diese Veranstaltung, die jetzt zum sechsten Mal in Kassel stattfindet, nicht denkbar wäre. Ich danke auch dem Verein Deutsche Sprache und der Brüder-Grimm-Gesellschaft, die ja in Kassel ansässig ist, dafür, daß sie sich über die Jahre und nicht immer nur mit Rückenwind des Themas angenommen haben, das uns neuerdings ja offenbar alle sehr fasziniert.

Wenn man heute in die Frankfurter Allgemeine Zeitung schaut, dann liest man einen bemerkenswerten Artikel mit der Überschrift „Unser geliebtes Deutsch“. Berichtet wird von einem Festival der deutschen Sprache in Rudolstadt, das die Kammersängerin Edda Moser veranstaltet hat, bei dem Germanisten und Schriftsteller zugegen waren. Im Süden des hessischen Bundeslandes findet heute eine andere Veranstaltung statt, übrigens zeitgleich, nämlich die Verleihung des Büchner-Preises. Man mag darüber rasonieren, ob diese Koinzidenz gewollt war. So rückt jedenfalls Hessen, meine sehr verehrten Damen und Herren – ich vertrete ja die Hessische Landesregierung in besonderer Weise – in den Mittelpunkt wenn es um die Sprachpflege geht. Das Land Hessen ist mit dem Büchner-Preis in der Darmstädter Residenzstadt ebenso verbunden wie mit den Brüdern Grimm im Norden. In Hessen befinden sich übrigens vier der insgesamt sechs deutschen Grimm-Städte.

Meine Damen und Herren, der Kulturpreis Deutsche Sprache wird zum sechsten Mal verliehen. Die Traditionen, aus denen er entspringt, die sich auf die Texte, die wir lesen, studieren, auch in der Aufführung kennenlernen, von Gotthold Ephraim Lessing, Johann Wolfgang von Goethe, Jacob Grimm, von Arthur Schopenhauer oder Karl Kraus, beziehen, sie stellen ein Stück deutscher Geschichte, deutscher Literatur und damit auch ein Stück von uns selbst dar.

Die Liste der Träger des Kulturpreises Deutsche Sprache lese ich mit großem Respekt. Rolf Hochhuth hat 2001 den Jacob-Grimm-Preis Deutsche erhalten, ihm folgten Ludmila Putina, Christian Meier, Vicco von Bülow und im vergangenen Jahr Paul Kirchhof. In diesem Jahr, sehr verehrter Herr de Bruyn, – ich sage: „Endlich!“ aus meiner persönlichen Sicht – wieder ein Schriftsteller.

Ganz besonders beglückwünsche ich Sie zu dieser Auszeichnung, und ich beglückwünsche auch die Jury, daß sie diese Entscheidung getroffen hat. Ihre Werke, ich zähle 33 Titel, hinzukommen die Tätigkeiten als Herausgeber und als Verfasser von Aufsätzen, diese Werke werden heute noch gelobt und vorgestellt werden vom Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages. Deshalb beschränke ich mich auf wenig. Die *Zwischenbilanz* und die *Vierzig Jahre*, sie sind Beiträge zur Autobiographie. Sie lesen sich wie die Geschichte eines Menschen, und doch gehen sie weit darüber hinaus. Uns Deutsche, meine Damen und Herren, fällt das Erinnern an die Geschichte der letzten hundert Jahre und auch das Sprechen darüber nicht immer leicht. Zu sehr bedrücken uns heute immer noch die Brüche in der deutschen Geschichte. Wie wichtig es ist, sich in der Sprache als einem Identifikationselement wiederzufinden, ist eben schon angedeutet worden. Sie, Herr de Bruyn, haben dazu wichtige Beiträge geleistet.

Mein Glückwunsch gilt aber auch der Weleda AG, der diesjährigen Trägerin des Institutionenpreises Deutsche Sprache. Sie, die Weleda AG, steht damit in einer Reihe mit der Zeitschrift Computer BILD, der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, dem Versandhaus Manufactum, der Stuttgarter Zeitung und dem Südwestfunksender Das Ding, der Jugendwelle im Südwesten. Diese Namen, meine Damen und Herren, sind uns hier in Kassel, aber auch weit darüber hinaus ein Begriff. Und deshalb möchte ich an dieser Stelle den Jurymitgliedern ganz besonderen Respekt zollen, weil sie es immer wieder hinbekommen, diese Vielfalt, die uns in der Sprache verbindet, auf die Preisträger auszurichten.

Meine Damen und Herren, bei der besagten Veranstaltung in Rudolstadt hat Wolfgang Frühwald einen schönen Satz geprägt: „Glanz und Tiefe der Sprache, wir sollten sie uns nicht nehmen lassen.“ Es ist schon markant, wenn wir nach einem Arbeitstag berichten, daß wir bei dem einen oder anderen *meeting* gewesen sind, zum *brainstorming* eingeladen wurden und uns beider Bundesbahn jemand am *Infopoint* erwartet. In der Hessischen Landesregierung – ich kehre vor der eigenen Tür – betreiben wir *Controlling* und leisten uns einen *Chief Information Officer*, im Sinne des Personalmanagements wurde neuerdings das *e-government* eingeführt.

Die Beispiele zeigen, daß es angezeigt ist, uns wieder einer Aufgabe zuzuwenden, die ich schlicht mit Sprachpflege bezeichnen möchte – nicht weil wir über

die gesellschaftspolitische Diskussion der letzten Zeit dazu angeleitet sind, sondern weil uns immer häufiger auffällt, wie sehr wir sie vermißt haben. Diese Sprachpflege, meine sehr verehrten Damen und Herren, findet zu wenig statt in einer Zeit, in der, nach den Erkenntnissen der Hirnforschung, der neurologischen Forschung, die Prägung des Menschen vom dritten bis zum siebten Lebensjahr stattfindet. Es wird zuwenig gesprochen, es wird sich auch zuwenig bewegt und es wird auch zuwenig gesungen, um zwei Elemente der ästhetisch-kulturellen Erziehung im Vorschulalter und im Kindergarten herauszugreifen.

Und es genügt nicht, daß hin und wieder ein Wettbewerb ausgeschrieben wird, der nach dem schönsten deutschen Wort, Habseligkeiten seinerzeit, sucht, oder daß wir darum ringen, etwa eine Akademie für die deutsche Sprache in unserem Lande einzurichten. Wir haben, meine Damen und Herren, sehr gute Institutionen, die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, das Goethe-Institut, die Gesellschaft für Deutsche Sprache, aber ganz besonders auch den Verein Deutsche Sprache. Und seien Sie versichert: Es muß nur darum gehen, die entsprechenden Menschen wieder an den Tisch zu bringen, nicht um dann Altes wieder neu zu erfinden, sondern jene, die sich im Bemühen um die deutsche Sprache bisher etwas divergent verhalten haben, entsprechend zusammenzuführen. Ich will versuchen, hier ein ehrlicher Mediator zu sein, auch als derjenige, der in der Verantwortung des Goethe-Instituts stehend den Deutschen Sprachrat entwickelt und ins Leben gerufen hat. Aber jetzt ist vielleicht die Neutralität des Amtes eher gefragt, um hier tatsächlich zu dem beizutragen, was uns alle beschäftigt, nämlich unserer Sprache und damit unserer eigenen Identität entsprechenden Raum zu geben.

Wir sind inmitten in Europa in einer Situation, in der 90 Millionen Menschen die deutsche Sprache sprechen, und wir sollten, wie Wolfgang Frühwald gesagt hat, diese uns nicht nehmen lassen, denn sie hat Glanz und Tiefe. Vielen Dank!

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Kassel

Thomas E. Junge

Sehr geehrter Herr Bundestagsvizepräsident, sehr geehrter Herr Staatssekretär Leonhard, liebe Gäste, ganz besonders Herrn de Bruyn ein ganz herzliches Willkommen und Ihnen, Herr van den Hoogenband von der Firma Weleda hier in der *documeta*- und Kulturstadt Kassel.

Meine Damen und Herren, es ist vielleicht eine geeignete Vorgehensweise, die Bedeutung der deutschen Sprache in den Vordergrund zu stellen, indem man auf den eigenen Sprachgebrauch achtet, um so wieder zu guten sprachlichen Gepflogenheiten zurückzukommen, um die es heute geht. So habe ich mir mein eigenes Manuskript daraufhin durchgelesen, wie viele Redwendungen, entlehnte Wörter oder auch Fremdwörter, ich will nicht einmal von Anglizismen sprechen – allein dieses ist ja schon ein Fremdwort – sondern von englischstämmigen Wortschöpfungen in meinem eigenen Manuskript unterkommen sind. Diese Fremd- und Lehnwörter habe ich handschriftlich verändert. Und so bitte ich Sie, vielleicht auch ein wenig darauf zu achten, ob es denn tatsächlich gelungen ist, sie zu entfernen.

Meine Damen und Herren, die *documenta* und Brüder-Grimm-Stadt Kassel freut sich und ist stolz darauf, daß hier zum sechsten Mal der Kulturpreis Deutsche Sprache verliehen wird. Das Ansehen des Preises empfinde ich auch als eine Auszeichnung für die Stadt Kassel. Der Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache ist mit 35.000 Euro die am höchsten ausgestattete Auszeichnung für sprachliche Verdienste in Deutschland.

Meine Damen und Herren, der Erhalt der deutschen Sprache dient der Verständigung und dem Zusammenwachsen innerhalb unserer Gesellschaft, sprich der Integration. Ein zeitnahes Beispiel ist der Streit um die Frage, ob auf die sprachliche Bildung in Kindergärten und im Schüleralter mehr geachtet werden soll. Wenn wir den politischen Streit über diese Frage, in den so manches hineingelegt wird, was da nicht hineingehört, auf seinen Kern zurückführen, dann müssen wir feststellen, daß Kindertagesstätten und Schulen für viele Kinder und Jugendliche der einzige Ort sind, an dem sie die Möglichkeit haben, deutsch zu sprechen, weil in manchen familiären Umfeldern die deutsche Sprache nicht gesprochen wird, auch wenn die Eltern, die Großeltern schon seit vielen Jahren oder Jahrzehnten in der deutschen Gesellschaft leben. Ihre Aussichten auf Erfolg in unserem Bildungswesen, ihre Möglichkeiten, eine Ausbildung erfolgreich abzuschließen und im ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen hän-

gen nämlich ganz entschieden davon ab, ob sie die deutsche Sprache beherrschen. Deshalb ist es uns in Kassel auch so wichtig, daß möglichst alle Kinder eines Jahrgangs den Kindergarten besuchen.

Meine Damen und Herren, da heute auch ein Vorbild für die sprachliche Darstellung eines Unternehmens gewürdigt wird, gestatten sie mir, daß ich mit wenigen Sätzen einen Blick nach Asien werfe – nach Südkorea. Während wir bei uns darauf verzichten wollen, im täglichen Sprachgebrauch die Wortschöpfungen aus dem Angelsächsischen zu verwenden, werden Begriffe aus dem Deutschen interessanterweise in Korea sehr geachtet und immer beliebter. „Hof“ oder „Brauhaus“ sind häufig anzutreffende Wörter im Zusammenhang mit Kneipen in Korea, in denen Bier ausgeschenkt wird. In der Hafenstadt Busan kann der Gast im Restaurant „Kassel“ zwischen vielen verschiedenen Wurstsorten auswählen. Ein Jacken- und Mützenladen in Seoul nennt sich „Volkswagen“, eine rein koreanische Sportbekleidungskette heißt „Karl Marx“. Was halten Sie davon, in eine Studentenkneipe einzukehren, die „Ich liebe dich“ heißt? Bei Studenten und Kulturinteressierten, bei Menschen, die sich in der Kunst und Kultur umsehen oder auch in diesem Bereich etwas werden wollen, steht Deutsch hoch im Kurs. Das gilt für Sprache und Kultur gleichermaßen. Deutsch gilt als außergewöhnlich und als hochwertig. Ein großes koreanisches Unternehmen trägt den Namen „Lotte“, weil dessen Gründer für Goethes „Leiden des jungen Werthers“ und die weibliche Hauptfigur, Charlotte, schwärmte. Beethovens Neunte ist fester Bestandteil des Jahreswechsels.

Soweit dieser kleine Ausflug, meine Damen und Herren, der mich dann noch einmal hinführen läßt zur Preisträgerin des heutigen Abends, der Weleda AG. Ich habe mir den Netzauftritt des Unternehmens angesehen und dort die Gründe für die Auszeichnung eindrücklich bestätigt gefunden. Schon im Leitbild heißt es „Auftritt und Kommunikation der Weleda, sollen vornehmlich das wache Bewußtsein der Menschen ansprechen und sich nicht einseitig an das Unterbewußtsein wenden. Art und Weise der Information sollen zum selbständigen Urteil bei Anwendern und Partnern über die Leistungen der Weleda anregen.“ In einem Beitrag über Sprachentwicklungen bei Kindern las ich: „Doch überall dort, wo die Freude an der Sprache geweckt werden kann, entfernen wir uns von der Sprachstörung und nähern uns der Sprache als Nahrung für den ganzen Menschen“, und darauf kommt es doch letztendlich an oder nicht?

Meine Damen und Herren, allein diese beiden Zitate, denen man zahlreiche weitere Beispiele hinzufügen könnte, zeigen, daß ein Leitbild nicht nur als Etikett dient, sondern auch gelebt wird. Deshalb meinen herzlichen Glückwunsch für den Institutionenpreis Deutsche Sprache, verehrter Herr van den Hoogenband.

Meine Damen und Herren, im Namen der Stadt Kassel, des Magistrats, der Stadtverordneten, die hier anwesend sind, des Präsidenten der Kasseler Universität, den ich gesehen habe, der Sponsoren aus dieser Stadt, im Namen der Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt beglückwünsche ich Sie, sehr geehrter Herr de Bruyn und ich freue mich, daß Sie bei uns sind, denn Ihr umfangreiches literarisches und auch literaturkritisches Werk gehört zum besten des deutschen Sprachraums. Die hohe Wertschätzung, die man Ihnen und Ihrem Werk entgegenbringt, gilt nicht allein Ihrer sprachlichen Meisterschaft, sondern auch Ihrer unaufdringlichen, uneitlen Art.

Auf einen anderen Punkt hat die Jury in Ihrer Begründung hingewiesen. Günter de Bruyn hat nach der Wende in seinen Essays und Erzählungen die geistige



Günter de Bruyn trug sich ins Goldene Buch der Stadt Kassel ein. Rechts: Bürgermeister Thomas E. Junge.

und sprachliche Einheit des Landes befördert. Damit, sehr geehrter Herr de Bruyn, stehen Sie auch in der Tradition der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, die im 19. Jahrhundert das kulturelle Selbstverständnis unserer Nation geprägt haben und die bis heute mit ihren Werken und ihrem Wirken die Kultur der Deutschen im In- und Ausland zeigen. Ich bin gerade vor einiger Zeit auf einer Konferenz in

China gewesen, wo ich über kleinere und mittlere Städte in Deutschland im Verhältnis zu großen Metropolen gesprochen habe, und ich habe dort den 200 Teilnehmern aus aller Welt ein Stück weit die Stadt Kassel vorstellen können. Ich habe dieses Thema deutlich gemacht im Zusammenhang zwischen Frankfurt und Kassel und mußte feststellen, daß die Menschen von überall her mit Kassel relativ wenig in Verbindung bringen konnten. Aber als ich Ihnen erklärte, daß es die Stadt der Brüder Grimm sei, da war von der Mongolei bis nach Australien jeder Teilnehmer sofort im Bilde. Das ist mit Kassel zusammenzubringen! Die Brüder Grimm, das sind ganz große Entwicklungsmöglich-

keiten, die wir hier haben. All die wichtigen Werke der Grimms sind in Kassel entstanden oder begonnen worden. Ich erinnere an die Kinder- und Hausmärchen, an Jacob Grimms „Deutsche Grammatik“ und an das Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Darüberhinaus deutet insbesondere Jacob Grimms politisches Engagement als Abgeordneter in der ersten deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche auf sein Wirken auf ein geistig, kulturell und politisch geeintes Deutschland hin.

Meine Damen und Herren, das Ansehen, das sich der Kulturpreis Deutsche Sprache in wenigen Jahren erworben hat, hat meiner Meinung nach zwei Ursachen: nämlich der Gedanke, der ihm zugrunde liegt, eben für die deutsche Sprache Bürgerbewegung zu sein, und die glückliche Hand der Jury. Ich beglückwünsche die Jury zu ihrer Entscheidung und ich danke den Personen und Einrichtungen, die hinter dieser bedeutenden Preisverleihung stehen: dem Verein Deutsche Sprache mit Herrn Professor Krämer, Herrn Professor Glück und dem Stifter, Herrn Eberhard Schöck. Ich danke allen Sponsoren, allen beteiligten Personen vor und hinter den Kulissen, die zum Gelingen dieser Veranstaltung beigetragen haben. Ich wünsche uns einen unterhaltsamen und anregenden Verlauf dieser Veranstaltung und hoffe, daß es viele Folgeveranstaltungen geben wird, die das bürgerschaftliche Engagement, das damit zum Ausdruck kommt, in unsere Stadt hineinbringen, aber auch, daß dieses Engagement von unserer Stadt ausstrahlt. Herzlichen Dank!

Laudatio auf die Weleda AG

Felicitas Schöck, Eberhard-Schöck-Stiftung

Guten Abend, sehr verehrte Damen und Herren,

als ich in im vergangenen Jahr von meinen Eltern, Sabine und Eberhard Schöck erfuhr, die Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache spiele mit dem Gedanken, die Firma Weleda auszuzeichnen, dachte ich zuallererst: „Weleda? DIE Weleda, die die Naturkosmetik herstellt?! – Oder gibt es vielleicht eine andere Weleda, die ich nicht kenne?“

Es war tatsächlich DIE Weleda. Ich freute mich sehr, erstens weil mir die Marke schon seit meiner Kindheit vertraut ist – und zweitens, weil auch bei vielen meiner Freunde und Verwandten Weleda-Artikel im Badezimmer stehen.

Weleda stand schon seit einigen Jahren auf der Liste der möglichen Preisträger, vertraute mir mein Vater an, doch den entscheidenden Ausschlag gaben nun mehrere Leser der Zeitung „Sprachnachrichten“, die mit ihren Zuschriften Weleda als Preisträger empfahlen.

Daraufhin setzten sich die Jurymitglieder des Kulturpreis Deutsche Sprache näher mit den Kundenzeitschriften, Beipackzetteln und dem Geschäftsbericht auseinander und befanden Folgendes:

„Den undotierten Institutionenpreis Deutsche Sprache erhält 2006 die Weleda AG für eine klare und verständliche Verwendung der deutschen Sprache bei der Verbraucherinformation. Die Weleda AG vermittelt in ihrem Auftreten nach außen den Eindruck, daß die Beschreibung ihrer Produkte nichts verschleiern soll, sondern den Käufer zur Bildung eines eigenen Urteils anregen will.“

Weleda ist der Name einer germanischen Priesterin der Heilkunst. Aber sagt man nun Wéleda oder Weléda? Ich kann Sie beruhigen, beides ist richtig: die verschiedenen deutschen Dialekte haben sich längst dieses Wortes bemächtigt. Die Schwaben und andere Süddeutsche sagen „Wälleda“ mit dem Akzent auf der ersten Silbe. Je weiter man aber nach Norden kommt, desto mehr verschiebt sich die Betonung auf die zweite Silbe des Wortes und es heißt „Weléda“.

Das diesen Namen tragende Unternehmen wurde 1921 durch die holländische Ärztin Ita Wegman und den Geisteswissenschaftler Rudolf Steiner gegründet. Als Labor stellte es zunächst potenzierte Arzneimittel für die damals entste-

hende anthroposophische Therapierichtung her. Heute ist die Firma weltweit führende Herstellerin von ganzheitlichen Körperpflege- und Arzneimitteln für die anthroposophische Medizin. Diese orientiert sich an der Individualität des Menschen. Dieses ‚Urmotiv‘ ist bis heute der tragende Leitgedanke für das Unternehmen geblieben.

Rudolf Steiners Ansätze werden aber nicht als Dogma, sondern als Perspektive gesehen. So konnten neue Menschen im Laufe der Jahrzehnte neue Impulse in die Entwicklung des Unternehmens einbringen – erfolgreich offensichtlich, denn die Weleda ist für ihre Therapierichtung weltweit Marktführer. Ein Beispiel für das Einschlagen neuer Wege sind die erst vor kurzem entwickelten Duschlotionen: Es ist überliefert, daß Rudolf Steiner etwas gegen das Duschen gehabt haben soll. Möglicherweise zog er die heilende Wirkung eines Bades vor.

Doch wieder zu unserem Thema, der Sprache.

Im Leitbild der Weleda Gruppe steht geschrieben: „Auftritt und Kommunikation der Weleda sollen vornehmlich das wache Bewußtsein der Menschen ansprechen – und sich nicht einseitig an das Unterbewußtsein wenden. Art und Weise der Information soll zum selbstständigen Urteil bei Anwendern und Partnern über die Leistungen der Weleda anregen.“

Meine Damen und Herren, diese Worte sind bemerkenswert: In den Regalen der Drogeriemärkte findet man Waren mit Bezeichnungen wie *Renewing Body Cream*, *Party Feet*, *Body Care* oder *Tinted Deliner* – letzteres ist übrigens eine getönte Anti-Falten-Creme. Das Englische scheint die bessere Sprache bei diesen Produkten zu sein. Auch dann, wenn die Kunden gar nicht wissen, was sie kaufen, weil sie zu wenig Englisch verstehen.

Die Redakteurin der Weleda Nachrichten erklärt: „Bei der Weleda werden die Produkte in der Landessprache etikettiert“. Dabei werden vor allem der Anwendungsbereich des Produkts genannt, z.B. Mundwasser oder Haaröl, und Bestandteile der Rezeptur, wie „Sanddorn-Pflegemilch“ oder „Lavendel-Entspannungsbad“. Die wichtigste Information soll dem Kunden schon am Regal vermittelt werden.

Auch ich habe mich mit den Kundeninformationen befaßt und war beeindruckt von ihrer Klarheit und Einfachheit. Da ist nichts Reißerisches, nichts Spektakuläres; natürlich sollen Interessenten dazu ermutigt werden, die Produkte zu kaufen, zu probieren, doch Weleda tut das auf eine ganz sanfte, liebevolle Art. Es kann nämlich sehr angenehm und ästhetisch sein, die Inhaltsstoffe selbst zu nennen. Eine kleine Kostprobe möchte ich Ihnen vorlesen: „Das Weleda Wildrosen-Cremebad ist eine pflegende Wohltat für Körper, Seele und Geist:

Hochwertige Pflanzenöle aus an der Sonne gereiften Samen und Früchten hüllen den Körper warm und weich ein.“

Auch der Geschäftsbericht vermittelt außer allerhand Zahlen diese freundliche, klare Stimmung. Natürlich lassen sich wirtschaftliche Fachbegriffe, oft auf Englisch, nicht immer vermeiden, doch häufig sind sie im Anschluß oder im Zusammenhang erläutert.

Da steht zum Beispiel: „Weleda hat eine Partnerschaft mit einem ‚Fair-Trade‘-Projekt im Andenhochland aufgebaut.“ Weiter unten wird erklärt: „Bei dieser Partnerschaft gewinnen beide Seiten: Weleda erhält hochwertiges Bio-Pfefferminzöl und die Bauern aus Catalinayoc haben die Abnahmesicherheit für ihre Ernte zu fairen Preisen.“

Die Weleda legt großen Wert auf einen Stab von gut ausgebildeten Journalistinnen und Journalisten in der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit, um eine eigene Sprachkultur zu entwickeln und zu pflegen. Andere Firmen setzen meist auf Agenturen.

Theo Stepp, der Leiter der Öffentlichkeitsarbeit, erklärte mir, daß ihm eine gewisse Sprachverliebtheit eigen sei. Auch daß er englische Fachausdrücke sogleich auf deutsch zu erklären suche, geschehe nicht aus Kalkül, sondern es sei ihm ein inneres Bedürfnis.

Außer dem achtsamen Umgang mit der deutschen Sprache berührte mich auch das mitarbeiter- und familienfreundliche Engagement des Unternehmens. So gibt es eine Betriebskindertagesstätte, und im so genannten Generationen-Netzwerk helfen ehemalige Mitarbeiter ihren berufstätigen Kollegen durch verschiedene Dienstleistungen (beispielsweise einem Bügelservice) – und anderes mehr. Bei Weleda geht es nicht um bedingungsloses Gewinnstreben. Förderung des Einzelnen und Kommunikation zwischen Führungskräften und Mitarbeitern haben einen hohen Stellenwert.

Derartige Ideale sind mir aus dem von meinem Vater Eberhard gegründeten Unternehmen vertraut, und ich fühle mich also auch aus diesem Grund verbunden mit Weleda.

Die Weleda-Gruppe ist heute in 19 Ländern mit selbstständigen Gesellschaften vertreten. Der Leitung der Gruppe ist die Eigenständigkeit dieser Gesellschaften wichtig, denn die Menschen vor Ort kennen die kulturellen Verhältnisse in ihrem jeweiligen Land am besten.

Bei den regelmäßigen Treffen der Führungskräfte aus aller Welt werden Vorträge in der Regel auf deutsch gehalten und ggf. simultan übersetzt. Das Ge-

dankengut und die Ideale könnten in der eigenen Sprache einfach am besten vermittelt werden, meint Mathieu van den Hoogenband, der aus Holland stammende Vorsitzende der Weleda-Gruppenleitung.

Er erklärt auch, daß die deutsche Sprache besonders geeignet sei, geistig-spirituell Gedankengut zum Ausdruck zu bringen, welches die Anthroposophie zu vermitteln sucht. Deutsch sei eine Sprache, die von ‚oben‘ käme, eine Sprache der Philosophie, der Gedankengebilde, die Sprache des Managements. – Management bedeutet nach der amerikanischen Autorin Mary Parker Follett „die Kunst, zusammen mit anderen Menschen Dinge zu erledigen“.

Die Firma Weleda hat den Mut, ihren eigenen Stil zu bewahren, was sich uns durch eine klare, freundliche Sprache offenbart. Das möchten wir hier und heute durch den Institutionenpreis Deutsche Sprache würdigen.

Ich möchte Sie bitten, liebe Gäste, mit mir der Weleda und ihren verdienstvollen Mitarbeitern zu applaudieren.

Dankrede des Vorsitzenden der Weleda-Gruppenleitung

Mathieu van den Hoogenband

Sehr geehrte Damen und Herren,

es mutet vielleicht auf den ersten Blick etwas eigentümlich an, daß zur Verleihung des Kulturpreises Deutsche Sprache heute ein Holländer zu Ihnen spricht. Als mich meine Kollegen baten, die Ansprache zu halten, habe ich aber gerne Ja gesagt. Denn ein Ausländer kann eine Sicht von außen vermitteln, die derjenige weniger hat, dem die schöne deutsche Muttersprache und Kultur etwas Selbstverständliches sind.

Zunächst möchte ich mich bei Ihnen, sehr geehrte Frau Schöck, für Ihre schöne Laudatio bedanken! Ein ebenso herzlicher Dank gilt Ihnen, Herr Professor Glück, und der Jury dafür, daß Sie unserem Unternehmen diese wertvolle Auszeichnung zukommen lassen!



Mathieu van den Hoogenband erhält den Institutenpreis Deutsche Sprache von Felicitas Schöck.

Wir freuen uns und erleben diesen Preis als Verpflichtung, der Pflege einer guten verständlichen Sprache in unseren Veröffentlichungen in Zukunft noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Meine Frau und ich leben nun seit fünf Jahren in Deutschland. Ich bin beruflich viel unterwegs in den Ländern, wo Weleda tätig ist, und habe einige Jahre in unserer englischen Gesellschaft gearbeitet. Ich bin sehr dankbar, daß während der letzten Jahre meiner Karriere Deutschland mein Lebensmittelpunkt ist! So durfte ich hautnah viele Quali-

täten dieses Landes kennenlernen, die mir vorher verborgen waren. Dazu zählt nicht zuletzt die Sprache, die ich während der fünf Jahre besser verstehen und sprechen lernte und die mein Denken sehr bereichert hat.

Gerade in Holland werden nach wie vor wegen der dunklen Jahre der Nazidiktatur und deren Auswirkungen auf unser Land viele Vorurteile gepflegt, die Sie und Ihre Landsleute in den letzten 60 Jahren eigentlich gründlich widerlegt haben. Es ist doch eigentlich beispiellos, wie die Deutschen bereit waren, diesem dunklen Kapitel ihrer Geschichte in die Augen zu blicken und es Stück für Stück aufzuarbeiten. Dies kann ich als Botschafter für Ihr Land meinen Landsleuten immer wieder bestätigen!

Ich lebe in Stuttgart und fahre morgens immer etwa 40 Minuten zu unserem Betrieb in Schwäbisch Gmünd. Ich nutze oft die Gelegenheit, während der Fahrt dem Radioprogramm von SWR 2 zu lauschen, und bin immer wieder beglückt, daß Sie sich solche Sender jenseits des puren Quotendenkens bewußt leisten. Da gibt es immer wieder sprachlich geschliffene, hoch intellektuelle Wortbeiträge und Diskussionen, die wir in Holland auf keinem Sender finden. Ich darf Sie nur ermutigen, gemeinsam alles dafür zu tun, daß dieses kulturelle Gut erhalten bleibt und nicht dem rein kommerziellen Denken geopfert wird.

Gerade in der Kosmetikbranche – Frau Schöck hat das erwähnt – erhalten viele Artikel irgendwelche meist an das Englische angelehnte Kunstnamen, die nichts über das Produkt, das sie benennen, aussagen. Da bedarf es immer wieder eines Standvermögens, der Versuchung zu widerstehen, diesem Trend zu folgen. Wir versuchen übrigens in allen Ländern, auf deren Märkten wir vertreten sind, in der jeweiligen Landessprache die geeigneten verständlichen Produktnamen zu finden. Einer unserer Klassiker, die Hautcreme, heißt zum Beispiel in England und den USA *Skinfood*, was dort wunderbar ankommt, aber als Übersetzung in die deutsche Sprache leider merkwürdig klingen würde. So hat jede Sprache ihren Charme und einzigartige Möglichkeiten, etwas treffend auszudrücken.

Sprache wird zunächst in den Familien und Schulen angelegt. Gelingt es, den jungen Menschen eine Liebe zur Muttersprache zu vermitteln, ist ein Grund gelegt, daß sich eine Sprache erhält und gesund entwickelt. Es war zu allen Zeiten so, daß Worte aus anderen Sprachen in die jeweilige Muttersprache eingingen. Denken Sie nur an das Wort Kindergarten, das auch in England benutzt wird. Es gibt viele andere Beispiele. Ob solche Vermischungen im Übermaß stattfinden, weil sie zum Beispiel durch übermäßigen Medienkonsum in Mode gebracht werden, oder ob sie dort geschehen, wo es auch sinnvoll sein kann, hängt von der Lebendigkeit einer Sprachkultur ab. Dafür tragen gerade Menschen, die publizieren, Verantwortung. Ich bin der Auffassung, daß sich der

Erhalt einer guten Sprache nicht administrativ verordnen läßt. Viele Versuche dieser Art – ich erinnere mich an Gesetzgebungsakte zur Reinerhaltung der Sprache in Frankreich und jüngst auch in Rußland – sind gescheitert. Entscheidend ist doch, ob bei den Kulturschaffenden ein Konsens besteht, gemeinsam zur Pflege der Sprache beizutragen. Und ich habe den Eindruck, daß unnötige Anglizismen kommen und gehen, weil sie sich schnell verbrauchen und auf die Dauer eher lächerlich wirken.

Das Geistesleben, die Kultur, meine Damen und Herren, sollten frei sein und wir sollten darauf vertrauen, daß die Menschen sich gegenseitig auf gute Sprache und deren Wert aufmerksam machen. Dazu kann die öffentliche Wirkung eines solchen Preises einen Beitrag leisten. Eine viel größere Gefahr als die Überfremdung durch Anglizismen stellt meiner Auffassung nach die Verarmung Ihrer reichhaltigen Grammatik dar. Dieser Formenreichtum ist für Ausländer, die Deutsch beherrschen wollen, die größte Herausforderung. Ich weiß, wovon ich spreche! Ich habe aber den Eindruck, daß dieser Verarmung in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zum Teil auch auf humorvolle Weise Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Sprache, ich habe es schon gesagt, ist Ausdruck einer Kultur. Die Sprache vermittelt etwas von der Seele eines Volkes. Es lohnt sich, bei dem Thema Sprache oder Kultur einen Gedanken Rudolf Steiners aufzugreifen. In einer Vortragsreihe, die mit dem Titel „Die Mission einzelner Volksseelen“ überschrieben ist, spricht er davon, daß die Völker das in ihrer Kultur liegende als Geschenk für die ganze Menschheit begreifen sollten. „Wir dienen der gesamten Menschheit am besten“, sagt Steiner, „wenn wir das in uns besonders Veranlagte entwickeln, um es der gesamten Menschheit einzuverleiben als ein Opfer, das wir dem fortschreitenden Kulturstrom bringen.“

Die deutschen Dichter und Denker haben der Welt schon viel geschenkt, was in einer anderen Sprache nicht möglich gewesen wäre. Das hat nichts mit Nationalität oder gar Nationalismus zu tun, sondern das ist der Beitrag der deutschen Sprache zum allgemein Menschlichen. Ich bin überzeugt, daß die deutsche Sprache in diesem Sinne noch viel Gutes in die Welt setzen kann, was zu einer friedlichen Zukunft für das Konzert der Völker beitragen wird.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

Laudatio auf Günter de Bruyn

Wolfgang Thierse, Vizepräsident des Deutschen Bundestages

„Ich bin“, so Günter de Bruyn, „in starkem Maße ‚innengeleitet‘, also prädestiniert zum Außenseiter, für den Karriere und Macht keine Versuchung ist. Innerlich lebte ich mehr in der Literatur als in der DDR, und meine Verbindung zum Westen war nie abgebrochen. Vor allem war ich ein gebranntes Kind durch die Nazizeit. Noch heute kann ich nicht begreifen, daß viele Angehörige meiner Generation auf die neue Diktatur mit einer neuen Glaubensbereitschaft reagierten, oft mit bestem Gewissen, da ihnen Stalin die legitime und konsequente Antwort auf Hitler schien.“

Dieses ebenso knappe wie markante Selbstporträt formulierte Günter de Bruyn 1992 in einem Interview. Der erste Band seiner Erinnerungen – der Erinnerungen an die Jugendzeit (bis 1949) – war gerade erschienen, der zweite Band, der die DDR-Jahrzehnte zum Gegenstand haben sollte, wurde gedanklich abgesteckt: In diesem neuen Band werde, so erklärte der Autor damals, „viel von Verzicht, Feigheit und Rückzug die Rede sein müssen, aber auch von bewußtem Verzicht und von einer inneren Prägung, die sich nicht ändern läßt“.

Reden über Verzicht, Feigheit, Rückzug – wann wurde je eine Autobiografie mit dieser Strenge gegen sich selbst auf den Weg gebracht? Seit genau zehn Jahren liegt der zweite Erinnerungsband vor, er schildert die Jahre bis 1989. Larmoyant, sentimental ist das Buch nicht. Es ist vielmehr ein Lehrstück – ein Lehrstück über das Leben in der Diktatur und die Bedingungen des Schreibens in einem geteilten Land.

Dieses Buch – „Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht“ – hat mich sehr bewegt. Zum einen, weil es ein Meisterwerk deutscher Sprache ist. Zum anderen, weil die darin beschriebenen Erfahrungen in gehörigem Maße auch Teil meiner intellektuellen Biografie sind. Sie sind es ebenso wie die literarischen Werke, die Günter de Bruyn in diesen Jahrzehnten verfaßt und veröffentlicht hat. (Ich weiß gar nicht, welches Buch von Günter de Bruyn, außer seinem ersten, ich nicht gelesen habe.)

Wer sich – ob aus literarischer, kulturwissenschaftlicher, soziologischer Perspektive – für in der DDR entstandene Literatur interessiert, kommt an Günter de Bruyn nicht vorbei. Seine Bücher, seine Romane sind nicht nur im besten Sinne „welthaltig“ und von großer sprachlicher Qualität. Sie haben auch einen hohen Grad an Wahrhaftigkeit, an Glaubwürdigkeit. Und daran, so denke ich,

darf sich Literatur auch heute noch – nach dem so oft postulierten Scheitern der „großen Erzählungen“ – messen lassen.

Den Autor und Herausgeber Günter de Bruyn habe ich zu DDR-Zeiten als sehr eigenständige, besser noch: als zutiefst eigenwillige Persönlichkeit wahrgenommen: Dieser Autor beanspruchte Autonomie – Autonomie im Werk, Autonomie als Haltung. In seinem literarischen Schaffen ließ er sich nur schwerlich auf vorgezeichnete Denkwege oder einen kulturpolitischen Kanon verpflichten. Das Belehrende, das Laute, das Spektakuläre war seine Sache nie: Es liegt ihm nicht, es widerspricht seinen „inneren Prägungen“, seinem Ethos, seinen Ansprüchen an sich

und andere.



Günter de Bruyns Biografie ist eine exemplarische deutsche Schriftstellerbiografie. In ihr spiegelt sich die widersprüchliche Zeit- und Kulturgeschichte eines ganzen Jahrhunderts – eines Jahrhunderts tiefgreifender Umbrüche in Gesellschaft und Kultur, eines Jahrhunderts schlimmer Kriege und enttäuschter Hoffnungen, letztlich aber auch eines Jahrhunderts der friedlichen Revolutionen in Osteuropa. Diktaturen können besiegt werden, lautet die viel-

„De Bruyn lesen ist Sprachpflege“ – Laudator
Wolfgang Thierse.

leicht wichtigste politische Botschaft des 20. Jahrhunderts. Günter de Bruyn hat diese Erfahrung gleich zweimal machen können. Sie hat sein Leben, seine Literatur, seine Sprache geprägt.

Geboren wurde Günter de Bruyn vor ziemlich genau achtzig Jahren – am 1. November 1926 in Berlin. Der Katholizismus seiner Familie, so schrieb er später, schützte ihn in jungen Jahren vor den Zumutungen der nationalsozialistischen Ideologie und ihrer Sprache. Er habe damals gelernt, „sich zu entziehen“.

Als 17-Jähriger, Schüler noch, wurde Günter de Bruyn kriegsdienstverpflichtet. Er diente als Luftwaffenhelfer bei der Flugabwehr, dann als Soldat. Den Oster-

sonntag 1945 überlebte er nur äußerst knapp. Granatsplitter hatten seinen Stahlhelm durchschlagen und waren im Schädelknochen stecken geblieben. Diese Verwundung machte ihm das Sprechen zeitweilig unmöglich. In seinen Erinnerungen schreibt er: „Der Illusion, mit der Sprache alles ausdrücken zu können, bin ich später noch oft erlegen, aber nie so radikal, wie damals bei ihrem Verlust.“

Nach dem Krieg absolvierte Günter de Bruyn einen der damals üblichen Neulehrerkurse und arbeitete einige Zeit in diesem „ungeliebten Beruf“. Ab Oktober 1949 ließ er sich zum Bibliothekar ausbilden. In den Bibliotheken, zwischen den Regalen, zwischen den Büchern, zwischen den Lesern, fühlte er sich geradezu „heimisch“.

Von 1953 bis 1961 arbeitete Günter de Bruyn als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentralinstitut für Bibliothekswesen der DDR in Berlin, einer Einrichtung, die dem Ministerium für Kultur unterstand, und die öffentliche Büchereien fachlich anleitete und unterstützte.

Der Literaturvermittler de Bruyn rezensierte in diesen Jahren in der bibliothekarischen Fachpresse vorwiegend klassische Werke, äußerte sich aber auch zu Fragen der Systematik und der systematischen Kataloge. Aber er arbeitete auch an ersten Erzählungen, nicht zuletzt mit dem Ziel, seine „eigenen psychischen Kriegsschäden durch Schreiben zu heilen, was auch besser als der Roman, der das Heilmittel war, gelang“.

Dieser Roman hieß „Der Hohlweg“. Er erschien 1963, wurde ein Verkaufserfolg. Er brachte seinem Schöpfer den angesehenen Heinrich-Mann-Preis der Ost-Berliner Akademie der Künste ein. Ein Jahrzehnt später fällt Günter de Bruyn ein vernichtendes Urteil über diesen Roman, der das Auseinanderbrechen einer Freundschaft von den letzten Kriegswochen bis hinein in die Nachkriegszeit schilderte: Er sei gewaltsam konstruiert, unkonkret, verlogen. Der Stoff sei verschenkt, sein Autor auf dem „Holzweg“.

Ich kenne kaum Beispiele dafür, daß Autoren als Scharfrichter in eigener Sache fungieren, sich selbst einen Verriß schreiben und diesen öffentlich machen. Es muß ein schmerzhafter, gleichwohl reinigender Erkenntnisprozeß gewesen sein, den der Autor de Bruyn damals durchlebt und durchlitten hat. Dieses Vermögen, das eigene Werk, die eigenen Fähigkeiten radikaler Selbstkritik zu unterwerfen, ohne entlastende Gründe vorzutragen und auf Freispruch zu plädieren, spricht für ihn, zeichnet ihn aus. Es macht ihn glaubhaft – als Kritiker wie als Autor. Seinen literarischen Arbeiten, die in der Folgezeit entstehen, ist dieser hohe Anspruch an sich selbst stets eingeschrieben.

1968 erschien „Buridans Esel“, eine Dreiecksgeschichte in einem Milieu, das der Autor bestens kannte. Der Bibliotheksleiter Karl Erp, „Meister der Selbstrechtfertigung“, verheiratet und gut situiert, verliebt sich in eine junge, emanzipierte Praktikantin. Die Liebe wird erwidert. Der erfolgsverwöhnte Bibliothekar verläßt daraufhin die eigene Familie und zieht zu Fräulein Broder ins Hinterhaus. Doch auf Dauer ist er dieser Beziehung nicht gewachsen. Er kehrt in seine scheinbare Familienidylle zurück und erwartet Verständnis und Dankbarkeit. Doch womit er nicht rechnet: Seine Ehefrau hat sich in der Zwischenzeit verändert. Für eine Fortschreibung der alten Bequemlichkeiten steht sie nicht mehr zur Verfügung.

„Buridans Esel“ wurde ein Riesenerfolg – dank seines sozialkritischen Blicks, seiner großartigen Ironie, seiner meisterhaften Sprache. Der Roman legte Anpassungsmechanismen offen, die mehr und mehr zum Signum der Gesellschaft wurden. Die so häufig postulierte Überlegenheit der sozialistischen Moral entlarvte das Buch als Phrase.

Auch der 1972 erschienene Roman „Preisverleihung“ thematisierte den ganz gewöhnlichen Opportunismus in einer nur vermeintlich heilen Welt. Der Literaturwissenschaftler Dr. Teo Overbeck soll eine Laudatio auf das preisgekürnte Buch seines Freundes Paul Schuster halten – auf einen Roman, den er, Overbeck, für unehrlich und oberflächlich hält. Er kann diesen Roman nicht loben, sieht sich aber auch nicht in der Lage, den Auftrag zurückzugeben. Die Skrupel sitzen tief, die Laudatio gerät zur Farce.

Günter de Bruyn brachte in diesem Roman bedrückende Erfahrungen aus dem DDR-Alltag zur Sprache. Er warf Fragen auf, die sich auch viele seiner Leser stellen: Worin wurzelt der Opportunismus in der Gesellschaft, diese Anpassungsbereitschaft, diese Fähigkeit zur Verdrängung? Was ist das für ein Literaturbetrieb, dem Rituale wichtiger sind als Offenheit und Auseinandersetzung? Warum gibt es diese Bücher, in denen das wirkliche Leben retuschiert, geglättet, schöngeredet wird? Wer braucht diese Bücher, wem nützen sie? Der Roman „Die Preisverleihung“ wurde 1974 auch in der Bundesrepublik veröffentlicht und machte seinen Autor einer breiten Leserschaft bekannt.

Ein Jahr später erschien in beiden Teilen Deutschlands „Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter“. Diese Biografie war keine der üblichen wissenschaftlich-monografischen Darstellungen für ein eingeweihtes Fachpublikum, für Germanisten, sondern ein literarisches Ereignis ersten Ranges.

„Wenn Biografie mehr sein will als Denkmalsbau, darf sie die Widersprüche nicht zudecken“, heißt es in diesem Buch, das durchaus als zeitkritisches Plädoyer gegen jede, wie auch immer begründete Glättung historischer Ereignisse

und Personen, ob in Wissenschaft oder Literatur, verstanden werden kann. Günter de Bruyn deckt die hellen wie die dunklen Seiten im Leben des Jean Paul auf und stellt wie nebenbei sehr lebendige Bezüge zur eigenen Gegenwart her. Er würdigt Jean Pauls demokratisches Engagement gegen die dumme, verbrecherische, nutzlose Zensur. Er würdigt Jean Pauls Bekenntnis zur Freundschaft mit Frankreich und seine Kriegserklärung an den Krieg als Zerstörer der Menschlichkeit. Und er verschweigt nicht die Rücksichtslosigkeit Jean Pauls gegenüber anderen, seine zahllosen Affären, das Fragmentarische seines Werks.

Günter de Bruyn, das spüren die Leser, fühlt sich Jean Paul verbunden. Am Beispiel seines Lebensweges spricht er über das, was ihn selbst umtreibt und bewegt: die Begrenztheit der eigenen Verhältnisse, die Sorge, der Provinzialität anheim zu fallen. Dem Ansinnen, literarische Normen zu verabsolutieren, erteilt er eine klare Absage. Die Biografie beschreibt nicht allein die Widersprüche im Leben des Jean Paul, sondern reflektiert zugleich die höchst widersprüchliche Gegenwart. Und an gesellschaftlichen Widersprüchen, Unzulänglichkeiten, Konflikten mangelte es in jenem Jahrzehnt wahrlich nicht.

Nach der Ausbürgerung Wolf Biermanns aus der DDR im November 1976 zählte Günter de Bruyn zu den Mitunterzeichnern des berühmten Protestschreibens, das zwölf Autoren verfaßt und an Politbüro und Neues Deutschland übergeben hatten. „Hoffnung auf Rücknahme der Ausweisung hatte ich keine, doch mußte ich mit unterschreiben, um nicht als Befürworter der Regierungsmaßnahme zu gelten“, erklärte de Bruyn später.

Beim Nachdenken darüber, wie die staatlicherseits zu erwartenden Strafaktionen überstanden werden könnten, verfielen Günter de Bruyn und Gerhard Wolf auf die Idee, sich „ins Märkische und Historische (zu) begeben, zu mißachteten oder vergessenen Dichtern, wie Schmidt von Werneuchen zum Beispiel oder Fouqué“, wie Christoph Friedrich Nicolai, Ludwig Tieck, E.T.A. Hoffmann, Rahel Varnhagen von Ense und – natürlich – Theodor Fontane. Die Reihe „Märkischer Dichtergarten“ war geboren, sie beschäftigte beide Autoren und Herausgeber ein ganzes Jahrzehnt.

Günter de Bruyn recherchierte die Literaturverhältnisse und die Geschichte der großen Dichter vor Ort – in Berlin und in der märkischen Landschaft. „Es gelang uns“, schrieb er später, „die Not zur Tugend zu machen, indem wir als Ausgleich für das uns verschlossene Ferne, das Naheliegende um so gründlicher sahen. Statt Israel oder Amerika zu bereisen, nahmen wir mit Jerichow in der Altmark oder Philadelphia bei Storkow vorlieb.“

Der „Märkische Dichtergarten“, diese überaus verdienstvolle Reihe, erbrachte nicht nur das „lebensnotwendige Kleingeld“, sondern setzte Standards in der

Edition literarischer Texte nicht nur dieser Kulturlandschaft, darunter auch weitgehend unbekannt von Altmeister Fontane, dem de Bruyn sich in besonderer Weise verpflichtet sieht. Von den Lesern besonders geschätzt wurden die für die einzelnen Bände verfaßten Nachworte, die sie über die Zeitumstände, die Autoren, die Entstehungsgeschichte informierten.

Natürlich hatte so ein Rückzug „ins Märkische“ und „ins Historische“ auch Grenzen. Der Alltag mit all seinen Zumutungen saß dem Autor stets im Nacken. Wie so viele andere wurde auch Günter de Bruyn durch den Staatssicherheitsdienst überwacht. Und es gab den perfiden Plan, ihn für Spitzeldienste zu gewinnen, was gründlich mißlang.

1981 setzte sich Günter de Bruyn auf der „Berliner Begegnung“ ost- und westdeutscher Autorinnen und Autoren für die Einführung eines zivilen Wehrersatzdienstes, unter dem Namen „Sozialer Friedensdienst“, ein. Eine Provokation aus Überzeugung, schließlich war erst wenige Jahre zuvor an DDR-Schulen das Pflichtfach Wehrunterricht eingeführt worden. Von nun an erhielt er regelmäßig Einladungen zu Lesungen in evangelischen Kirchen und zur Mitarbeit im oppositionellen „Friedenskreis“.

Sein nächster gesellschaftskritischer Roman „Die neue Herrlichkeit“ sollte im Frühjahr 1984 gleichzeitig in beiden deutschen Staaten erscheinen. Die Westausgabe erschien auch. Die ausgedruckten 20.000 Exemplare der DDR-Auflage jedoch mußten auf Verlangen der Zensur makuliert werden. Erst ein Jahr später durfte „Die neue Herrlichkeit“ in der DDR erscheinen. Dazu der Autor: „Da das Buch in einem Teil Deutschlands ja existierte, war das Verbot für mich keine Tragödie. Ich war weder verzweifelt noch wütend, eher war es Genugtuung, was ich spürte. (...) nun war ich im Abseits, in das ich gehörte. Mein Mißverhältnis zum Staat war offenkundig geworden.“ Ermutigt durch den Vertragsabschluß mit S. Fischer, wertete der Autor das DDR-Verbot eben auch „als fröhlichen Abschied von dem ständigen Rücksichtnehmen auf die Zensur. Kompromisse wollte ich mir fortan nicht mehr gestatten.“

Auf dem Schriftstellerkongreß 1987 forderte Günter de Bruyn den Schriftstellerverband in aller Öffentlichkeit auf, die Zensur endlich abzubauen. Sie schädige das Ansehen der Gesellschaft, nähere Zweifel an ihrer Reformfähigkeit und beraube sich der Antriebskraft der Kritik.

Der Mauerfall am 9. Oktober 1989 war auch für Günter de Bruyn ein Glücksmoment – und Anlaß zu gründlicher Selbstbefragung. Sein Rückblick auf die jüngere deutsche Geschichte und auf die eigene Lebensgeschichte geriet ihm zur Selbstverständigung über eigenen Opportunismus, über verschenkte Chancen, individuelle Irrtümer und Grenzen. Dieser „innengeleitete“, jedenfalls

nicht schmerzfreie Ansatz ist in der Erinnerungsliteratur auch heute alles andere als selbstverständlich.

Es braucht kaum betont zu werden, daß der Schriftsteller Günter de Bruyn nach 1989/90 nicht „umdenken“ mußte. Seinen literarischen Arbeiten sind keine Brüche infolge veränderter politischer Verhältnisse eingeschrieben. Dieser Autor mußte weder thematisch noch ästhetisch einen Neuanfang versuchen, er mußte das Schreiben nicht neu erlernen. Seine Literatur hatte ihre Feuerprobe lange hinter sich.

Günter de Bruyn hatte Leser in beiden Teilen Deutschlands – und er hat sie behalten. Mit seiner Biografie und seinem Lebenswerk ist er das beste Beispiel dafür, daß die sprachlich-kulturelle Einheit der Nation ein stärkeres und belastbareres Band darstellt als jede Ideologie. Die These der zwei Kulturen hat dieser Autor nicht nur jahrzehntelang bekämpft, sondern auch durchs eigene Werk, durchs eigene Vorbild, durch die eigene Sprache widerlegt.

Günter de Bruyns Verdienste um die Pflege und Förderung der deutschen Sprache sind nicht hoch genug zu würdigen. Er hat sich ganz im Sinne von Jacob Grimm verdient gemacht um die Lebendigkeit der deutschen Sprache – nicht nur durch seine eigenen Werke, sondern auch durch sein Schreiben über andere große Autoren des 18. und 19. Jahrhunderts wie Jean Paul, Ludwig Tieck, Theodor Fontane – und auch seine wunderbaren, freundlichen Bücher über Brandenburg, seine Geschichten, seine Landschaften.

Wenn ich meine Erfahrungen als dankbarer Leser de Bruynscher Bücher zusammenfassen sollte, dann wäre es dies:

Die deutsche Sprache als Heimat, Heimat durch Sprache. Das war unendlich wichtig für mich zu DDR-Zeiten, das ist es auch heute. De Bruyn lesen ist Sprachpflege, ist vergegenwärtigende Erfahrung dessen, was der deutschen Sprache als humaner Ausdrucksreichtum möglich ist und was ihr verloren zu gehen droht.

Ich freue mich, Ihnen, sehr verehrter Günter de Bruyn, als einer der ersten zu der großen Auszeichnung gratulieren zu dürfen, die Sie heute erhalten werden. Die Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache hat eine ebenso kluge wie würdige Entscheidung getroffen.

Rede zur Preisübergabe an Günter de Bruyn

Eberhard Schöck

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zu Beginn begrüße ich Herrn Günter de Bruyn, unseren Laudator, Herrn Wolfgang Thierse, die Damen und Herren der Weleda AG mit Herrn van den Hoogenband, Herrn Professor Leonhard vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst sowie den Herrn Bürgermeister Thomas Erik Junge. Auch begrüße ich all unsere lieben Gäste, die zu unserer Preisverleihung nach Kassel gekommen sind.

Als in einer Sitzung der Jury für den Kulturpreis Deutsche Sprache der Name Günter de Bruyn fiel, war ich begeistert. Ich hatte mehrere Bücher von ihm gelesen und fühlte mich durch das, was er in seinen beiden Lebensberichten,



Stifter Eberhard Schöck, Jacob-Grimm-Preisträger Günter de Bruyn und der Sprecher der Jury, Prof. Dr. Helmut Glück (v.l.)

der *Zwischenbilanz* und den *Vierzig Jahren* schrieb, mit ihm verbunden. Seine Art und Weise die Geschichte zu beschreiben, weckte bei mir viele Erinnerungen, auch wenn ich nach dem Krieg erst zehn Jahre alt gewesen bin und die DDR nur vom Westen her betrachten konnte.

Die Erlebnisse und Erfahrungen, die Günter de Bruyn in seinen Büchern schildert, ließen mich die jüngste deutsche Geschichte besser verstehen. Vieles erschien in einem anderen Licht, weil es klar und ohne Verschnörkelungen dargestellt wurde.

Günter de Bruyn bleibt in seinen Beschreibungen sachlich. Wenn er wertet, dann sagt er das auch. Er neigt nie zu Überheblichkeiten und regt den Leser zur Bildung eines eigenen Urteils an. So berichtet er in seinem ersten Lebensbuch, der *Zwischenbilanz* darüber, wie er von Auschwitz erfahren habe. Er war damals, im April 1945, als 19jähriger im Krieg und lag

wegen einer Kopfverletzung im Lazarett. Jemand erzählte ihm von der Erschießung jüdischer Frauen durch SS-Männer, und eine junge Sudetendeutsche wußte von einem englischen Sender, der über die Ermordung von Millionen berichtete. Die Fassungslosigkeit und die Hoffnung darauf, von Falschmeldungen zu hören, welche aus den Zeilen in der *Zwischenbilanz* hervorgehen, sind derart anschaulich, daß ich mir einbilde, damals ähnlich empfunden zu haben, auch wenn ich gerade zehn Jahre alt war.

Erst 2005 las ich Günter de Bruyns Buch *Unzeitgemäßes*. Darin schildert und bewertet er auf stilistisch höchstem Niveau bestimmte Entwicklungen in der Politik, im Kulturbereich, und ausführlich nimmt er Stellung zur deutschen Sprache in der jüngsten Vergangenheit. Auch die Lektüre dieses Buches hat mich beeindruckt, weil meine eigenen Vorstellungen von der deutschen Geschichte, vom Zusammenleben der Menschen in Deutschland, aber auch über konkretere Themen wie die Rechtschreibreform und der Bau der Berliner Gedenkstätte für die ermordeten Juden mit denen des Verfassers übereinstimmen. Zur Wiedervereinigung schreibt er wörtlich: „Ich muß also sozusagen als Grundlegung für meine folgenden Gedanken hier das Geständnis ablegen, daß mich seit dem Zweiten Weltkrieg kein historisches Ereignis so angenehm berührt hat, wie die deutsche Vereinigung 1990 und daß diese angenehmen Empfindungen, die sich anfangs als Jubel äußerten, in schwerer Form andauern, allen Dummheiten, Fehlern, Ärgernissen und Widrigkeiten zu Trotz.“

Günter de Bruyn sehe ich als Chronisten der Wiedervereinigung. Ich glaube seinen Beschreibungen eher als allen Untersuchungsausschüssen, Gerichtsverfahren und demografischen Erhebungen, die es in den vergangenen 16 Jahren gegeben hat. Sein Festhalten an der Einheit der Nation, wozu auch die sprachliche Gemeinsamkeit gehört, liegt im Einklang mit den Zielen des Kulturpreises Deutsche Sprache. Dieses Buch *Unzeitgemäßes* hat mich vom Anfang bis zum Schluß begeistert.

Übrigens hat er auch das Thema Anglizismen in Angriff genommen und eine deutliche Meinung gesagt, die auch mir aus dem Herzen spricht. Denn die Schönheit der Sprache leidet unter den Anglizismen, weil sie den Zuhörern bisweilen regelrecht Schmerzen zufügen. Wörter aus dem Englischen und Amerikanischen seien in den vergangenen Jahrzehnten so viele übernommen worden, daß eine Verarbeitung durch das Deutsche nicht mehr gelingt, erklärt Günter de Bruyn. Die Ursache dafür sieht er nicht nur in der Überlegenheit der Vergnügungsindustrie, der Wissenschaft und der Technik, sondern auch in unserer Gleichgültigkeit der eigenen Sprache gegenüber. Diese Gleichgültigkeit wollen wir mit dem Kulturpreis Deutsche Sprache eindämmen.

Dank für den Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache

Günter de Bruyn

„In der alten Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien.“

Durch solche einfachen wie auch bezaubernden Anfangsätze oder das vertraute „Es war einmal“ sind wir doch fast alle, noch bevor wir das Lesen erlernten, mit Sprachkunstwerken vertraut gemacht worden und haben, auch wenn wir ein langes Leben hindurch die Kinder- und Hausmärchen niemals mehr ange-rührt haben sollten, auch noch im hohen Alter das „Heinrich, der Wagen bricht“, das lange Haar der Rapunzel oder den „Wind, das himmlische Kind“ noch im Ohr. An diesem Jugendwerk der Grimmschen Brüder, diesem literari-schen Welterfolg ohnegleichen, konnten wir viel über die Fähigkeiten der Spra-che erfahren, Schicksale, Erkenntnisse und Gefühle wiederzugeben. Wir konn-ten die Schlichtheit der Rede als ihren Vorzug erkennen lernen, uns in der Treffsicherheit des Ausdrucks üben, und, ohne davon etwas zu ahnen, wurde auf diese Weise auch unser Sinn für die Schönheit der Sprache geschult. Später hat sich dann alles dazu verschworen, uns durch Politiker-, Zeitungs-, Wissen-schafts- oder Gossensprache den Schönheitssinn wieder auszutreiben, Treffsi-cherheit durch Formelhaftigkeit zu ersetzen, uns der jeweiligen Mode anzupas-sen oder Sprachregelungen gehorsam zu sein. Wer aber Wert darauf legte, in den wechselnden Zeitströmungen, die ihn, ob er es wollte oder nicht, mit er-faßten, auch sprachlich ein wenig er selbst zu bleiben, fand auch die Mittel, sich dagegen die wehren, unter anderem auch durch eine dem Zeitgeist nicht unter-worfene gute Lektüre, bei der er sich dann vielleicht auch wieder an das Mär-chenwerk der hessischen Brüder erinnerte und mit Erstaunen feststellen konnte, daß es nach einem fast zweihundertjährigen Dasein noch immer in alter Frische lebt.

Einer der Brüder wurde zum Namenspatron des mir heute verliehenen Preises, und da er nicht nur als Märchenerzähler und -sammler wirkte, sondern auch das erst zu unser Zeit fertiggestellte Riesenwerk des Deutschen Wörterbuchs be-gründete, im Bunde der sogenannten Göttinger Sieben Bürgerstolz vor Kö-nigsthronen zeigte, in der Zerrissenheit des damaligen Deutschlands für dessen Einheit wirkte und als politischer Gelehrter beim Versuch der Demokratisie-rung einen Sitz im Parlament der Paulskirche hatte, scheint mir die Auszeich-nung in seinem Namen nicht nur ehrenvoll, sondern auch verpflichtend zu

sein. Auch wenn sich in mir die Zweifel daran, die Ehre verdient zu haben und die Verpflichtungen einlösen zu können, nur schwer unterdrücken lassen, so überwiegt doch die Freude darüber, durch diesen Preis der Eberhard-Schöck-Stiftung die eignen schriftstellerischen Bemühungen gewürdigt zu sehen.

Der Preis will einen Beitrag zur Pflege und Erhaltung der deutschen Sprachkultur leisten, und da ich dieses für notwendig erachte, bedurfte es keiner längeren Überlegung, die Auszeichnung anzunehmen, wohl aber regte sie mich zu Gedanken über mein eignes Verhältnis zur Sprache an. Es ist ein enges Verhältnis, zu intim, um von mir selbst analysiert werden zu können, mehr Symbiose als Liebesverhältnis, denn ein solches setzt doch ein von mir getrenntes Gegenüber voraus. Ich aber kann mir mein Ich ohne meine Muttersprache nicht denken. Sie ist mehr für mich als nur Verständigungsmittel, und für meine Schriftstellerei ist sie nicht Werkzeug, sondern Voraussetzung, weil sich die Klarheit eines Gedankens ohne sie nicht erzeugen läßt. Wenn Gefühle mich an den Rand des Unsagbaren führen, laste ich das nicht der Sprache an, sondern dem eignen Ungenügen, dem abzuhelfen ich mich bemühen muß. Nie aber war mein Verhältnis zur Sprache wissenschaftlich gerichtet, es blieb naiv und gefühlsverhaftet, was, wie ich glaube, meinem Schreiben nicht schadete, ihm vielmehr zugute kam. Es macht mich aber auch sprachempfindlich. Daß das Deutsche sich in den zwölf bösen Jahren, die meine Jugendjahre waren, in großen Teilen der Welt verhaßt gemacht hatte, ist mir begreiflich, aber es schmerzt mich, und wenn es verhunzt, beschmutzt oder gegängelt wird, fühle ich mich persönlich gekränkt.

Vielleicht hängt diese Empfindlichkeit bei mir auch damit zusammen, daß ich nach einer Kopfverwundung im Kriege, die mich zeitweilig der Sprache beraubte, mir diese erst wieder erobern mußte und mir davon ein ständiges Aufderhutein vor eignen, lange danach noch vorkommenden sprachlichen Mängeln verblieb. Mit der Sprachlosigkeit, die ich später als Aphasie zu benennen lernte, schien mir ein Stück meines Ichs verloren, das mir dann nach ihrer Wiedergewinnung natürlich noch wertvoller geworden war.

Das Interesse an Sprachlichem war schon in meiner Kindheit geweckt worden, durch Diskussionen über Berlinisches zum Beispiel, das mein aus Bayern kommender Vater als Dialekt nicht gelten lassen wollte. Viel wurde in der Familie gelesen und vorgelesen. Auch mußte ich lernen, mit den unterschiedlichen Sprachgebräuchen der katholischen Familie und der nichtkatholischen Straßen und Schulen Berlins zurechtzukommen, und schon dabei wurde die oft notwendig werdende Entscheidung, sich anzupassen oder in eigener Art zu behaupten, trainiert. Da mein Leben mich später durch unterschiedliche Milieus und vier staatliche Ordnungen führte, die alle ihre sprachlichen Eigenarten

hatten oder ihr solche zu verordnen versuchten, fand mein Sprachinteresse nie Gelegenheit einzuschlafen, blieb vielmehr, teilweise auch aus Gründen der Selbsterhaltung, immer hellwach. Die Grundlagen, die die Familie und die Lektüre gelegt hatten, konnten sich dabei als solide erweisen. Sie immunisierten mich gegen die sprachlichen Einflüsse, die mir in Kinderlandverschickungslagern und Wehrmachtsbaracken zu schaffen machten, und zwar sowohl gegen die Soldatensprache, die viel vom Jargon der Unterschichten hatte, nach dem Krieg weiterlebte und teilweise, wohl auch durch das Fernsehen, salonfähig wurde, als auch gegen die auf sogenannte Gleichschaltung zielenden Sprache des Dritten Reiches, deren Pathos und Verlogenheit zwar schon immer zum Parodieren unter Freunden verlockt hatte, mir aber in ihrer Unmenschlichkeit erst richtig bewußt wurde, als ich in den Nachkriegsjahren Victor Klemperers Gedanken über sie las.

Was dieser jüdische Romanist an der TU in Dresden, dessen umfangreiche und erschütternde Tagebücher erst Jahrzehnte später das Licht der Öffentlichkeit erblickten, in den zwölf Jahren seiner Zwangsisolierung über die Sprache der Nazis notiert und 1947 unter dem Titel „LTI“ (das meint: *Lingua Tertii Imperii*) so eindringlich beschrieben hatte, war für mich, nun aber mehr als die Erhellung des Vergangenen, es war nämlich erneut aktuell. Denn die Umerziehung der Deutschen hatte im öffentlichen Raum natürlich auch ihre sprachliche Seite, deren Neuregelungen im Osten rigoröser ausfallen mußten, weil man dort wieder auf eine einzige unumstößliche Lehre schwor. Mit anderem Vokabular, aber ähnlichen Zwangsmethoden wurde nun auch durch Sprache versucht, den Gedanken und Gefühlen die neue gewünschte Richtung zu geben, was nicht mehr Gleichschaltung genannt wurde, aber der Versuch einer solchen war. Er gelang nur unvollkommen, da, anders als in den Hitlerjahren, der geistige Widerstand größer war. Mit einem Ohr hörten die Indoktrinierten immer auch auf den deutschsprachigen Westen, doch kann man den Manipulationsversuch auch nicht ganz erfolglos nennen, wie sich nach dem Ende der Teilung erwies. Da lebte die Sprache des Kalten Krieges noch einige Zeit weiter, so daß nach dem Abklingen des Wiedervereinigungsjubels bei Treffen von West- und Ostdeutschen häufig von einem Nichtverstehenkönnen die Rede war. Gegner und Skeptiker der Einheit wollten wissen, daß die Deutschen sich sprachlich auseinander gelebt hätten. Journalisten, die leicht zur Übertreibung neigen, glaubten schon zweierlei deutsche Sprachen hören zu können, während man in Wahrheit bei diesen Begegnungen nicht auf eine andere Sprache, sondern auf andere Ansichten und Erfahrungen stieß. Sieht man ab von der unterschiedlichen Bedeutung mancher politischer Begriffe und den wenigen für die andere Seite erklärungsbedürftigen Neuwörtern, so war die deutsche Sprache trotz langer Teilung noch ungeteilt. Es war sogar möglich, in den Jahren der Spaltung in

deutsch-deutscher Zusammenarbeit das Grimmsche Wörterbuch fertigzustellen, das heute dank moderner Technik jedem Interessierten zur Verfügung steht.

Weiterentwickelt hatte sich unsere Sprache aber natürlich auch in den Jahren der Spaltung, im moderneren, weltoffeneren und den Globalisierungstendenzen stärker ausgesetzten Westen schneller, so daß der Osten nach der Vereinigung ein wenig nachholen mußte, was nicht nur den Jungen, sondern auch den an Sprachregelungswechseln gewöhnten Alten, die nun plötzlich Senioren hießen, recht gut gelang. Wer will, kann also bejubeln, daß nun auch in Rostock und Dresden die Kaufhalle zum Supermarkt und die Fahrkarte zum Ticket wurde, die immer weniger werdenden Kids in den Ferien relaxen und die Deutsche Bahn, die erstaunlicherweise so immer noch heißt, ihre Auskünfte im Service Point gibt.

Manch Sprachsensibler im Osten, der sich bei der Verwandlung vom bevormundeten DDR-Bewohner zum freien Bundesbürger der Illusion hingegeben hatte, fortan seine kritischen Kräfte auf andere Gebiete verlagern zu können, mußte sehr bald zur Kenntnis nehmen, daß das seinem Sprachempfinden zugefügte Leiden sich in seinem Wesen zwar verändert hatte, in seiner Menge aber ziemlich gleich geblieben war. Statt über SED-Funktionäre mit ihrer genormten Sprache kann er sich nun über manche demokratische Politiker ärgern, die ihn mit einem einfallslosen, formelhaften Deutsch behelligen, das aus vorgefertigten, immer wieder verwendbaren Bauteilen zu bestehen scheint. Wieder muß er sich gegen Versuche zur Sprachregelung wehren, mit denen umstrittene historische Geschehnisse, wie beispielsweise die vom Mai 1945, durch Festlegung bestimmter Begriffe einseitig interpretiert werden sollen, um sie ihrer Ambivalenz zu berauben und so weiterer Diskussion zu entziehen. Schwer erträglich sind für ihn ferner jene von ehrenwerten Absichten getriebene Korrektheitsfanatiker, die nicht nur, wie man kürzlich hörte, auch die Bibel korrigieren zu müssen glauben, sondern die auch in unserer Alltagssprache dauernd inhumane oder als veraltet empfundene, beispielsweise patriarchalische Tendenzen entdecken und diese, statt sie als die Patina des Kulturerbes zu achten, mit der Arroganz des Besserwissenden bereinigen müssen, so daß allen Bürgern, Schülern, Tischlern oder auch Sozialhilfeempfängern unnötigerweise die durch Schrägstriche getrennten „/innen“ angehängt werden – was dann Schriftstücke von Behörden noch unverständlicher werden läßt.

Mit dem Fräulein, dem anscheinend außer mir keiner nachtrauert, ist uns doch immerhin eine Möglichkeit der Differenzierung verlorengegangen, und wenn die Bezeichnung Lehrling tatsächlich mit einer Mißachtung verbunden gewesen sein sollte, so wird auch der Auszubildende oder Azubi mit Sicherheit dieser

nicht entgehen. In DDR-Zeiten mußten die sowjetischen Besatzungssoldaten „Freunde“ heißen, eine Bezeichnung, die Sprachbewußte nur ironisch verwenden konnten und die sich bei den gedankenlosen Nachbetern manchmal nicht anders anhörte als das „Iwan“ aus dem Munde ihrer Väter. Zuviel Umerziehung von Sprachregelungen versprechen sollten sich also die danach Süchtigen nicht.

Die Hauptsorge unserer Tage aber, gegen die gehalten, alle diese eben erwähnten Ärgernisse zu Kleinigkeiten werden, ist das Problem der Anglizismen, mit denen unsere Sprache und die anderer Nationen überflutet wird. Wären ihre Beförderer nur jene Angeber und flotten Schreiber, die sich großartig und weltläufig dünken, wenn sie die Kontrolle durch das Controlling und den Höhepunkt durch das Highlight ersetzen, könnte man den Unsinn als modische Torheit belächeln, die, wie so viele vor ihnen, bald wieder vergehen wird. Doch wirken in Wahrheit hier stärkere, man könnte sagen: sprachimperialistische Kräfte, denen die technische und ökonomische Überlegenheit zu Diensten steht. Sie, die uns tagtäglich mit Werbung traktieren, die Unterhaltungsindustrie beherrschen, die Medien beeinflussen und den neuen Produkten Namen geben, sind heute die sprachlichen Supermächte, derer sich erwehren zu können fast aussichtslos scheint. Auch sind sie es, die den Fortschritt verkörpern, so daß alle Nationen, die in ähnlicher Weise wie wir um die Eigenart ihrer Sprache fürchten, leicht in den Ruch des Konservativen geraten, was ja heute fast schon als Schimpfwort gilt. Wir sollten es als solches aber nicht gelten lassen, wenn es um die Bewahrung des Eigenen geht. Wir sollten uns also nicht blindlings einem Fortschritt verschreiben, der unsere kulturelle Identität gefährdet, zu der in erster Linie doch wohl unsere Sprache gehört. Wie unsere Dome, unsere Museen und die Regeln unseres staatlichen und gesellschaftlichen Zusammenlebens müssen wir sie vor Verderbnissen aller Art beschützen, um ihre Eigenart erhalten zu können. Doch gehört zu dieser natürlich auch ihre Weiterentwicklung, die dadurch nicht gehemmt werden darf. Schutz und Pflege der Sprache darf nicht Einengung und Stillstand sein.

Immer in ihrer langen Geschichte ist unsere Sprache von außen beeinflusst, ergänzt und bereichert worden, vor allem in Zeiten, in denen uns Nachbarn, wie die Römer oder die Franzosen, als kulturelle Vorbilder dienten, und immer hat sie, wenn manchmal auch unter Schwierigkeiten, die fremden Bestandteile verarbeiten, wieder abstoßen oder sie in sich aufnehmen können, so daß für spätere Generationen das einst Fremde kein solches mehr war. Doch hat es auch Zeiten gegeben, in denen die Eliten vorwiegend Französisch sprachen und das Deutsche nur als Sprache der niederen Stände galt. Friedrich der Große beherrschte bekanntlich das Deutsche nur ungenügend und machte aus seiner

Verachtung der in seinen Augen barbarischen Sprache kein Hehl. Da ihm damals das Französische auch zur Markierung der von ihm für notwendig gehaltenen Schranken zwischen den Ständen diente, liegt die Frage nahe, wem heute, im demokratischen Zeitalter, die Vermengung der Nationalsprachen mit fragwürdigem Englisch oder Amerikanisch dient.

Die Gefahren, die Importe für eine Sprache bedeuten können, haben die Sprachwächter schon oft beschäftigt, und einige von ihnen haben die berechtigte Vorsicht auch zu weit getrieben und sich durch komisch wirkende Verdeutschungen schon eingebürgerter Fremdwörter lächerlich gemacht. Die Brüder Grimm gehörten nicht zu diesen Puristen, die Wilhelm Grimm als Pedanten bezeichnete, als er 1846 auf dem Germanistentag in Frankfurt den Plan des großen Wörterbuchs erläuterte. Da verteidigte er „das Recht nach dem fremden Ausdruck zu greifen“, wenn ohne diesen Neues, Wichtiges oder auch Anmutiges ungesagt bleiben müßte, und er tat das so eindringlich, daß er sich anschließend bemüßigt fühlte, folgendermaßen fortzufahren:

„Hat es bisher den Schein gehabt, als wollte ich der Einmischung des Fremden das Wort reden, so ist doch gerade das Gegenteil meine Absicht: Ich wollte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Was ich eben verteidigt habe, ist so sehr in der Natur der Sache begründet, daß der steifleinene Purismus, der sich manchmal aufrichten will, immer wieder zu Boden fällt. Aber gefährlich im höchsten Grad ist der Mißbrauch [des Fremden], der in unserer Zeit alles Maß übersteigt. Ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Tore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise einzutreiben.“ Reihenweise zählt er dann neue Fremdwörter auf, für die er starke Worte wie Unkraut und Ungeziefer findet, sieht ihretwegen das Deutsche in traurigem Verfall begriffen – und wir, die wir das heute lesen und aus eigener Erfahrung seiner Schimpfkanonade beipflichten wollen, werden gleichzeitig doch daran gehindert und zur Dämpfung unseres Eifers ermahnt. Denn unter den von ihm verfluchten Neuwörtern sind auch einige, die wir heute nicht mehr missen können, wie die Tendenz, die Intelligenz und die Stagnation. Die sprachkundigen Brüder haben hier also die Integrationsfähigkeit der Sprache nicht richtig einschätzen können. Ähnliches kann auch heute jedem um den Bestand und die Schönheit der Sprache Besorgten im Eifer des durchaus notwendigen Gefechts passieren. Bei allem Ärger sollte man also einen klaren Kopf behalten, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, die Kirche im Dorf lassen. Doch den Kampf gegen die Sprachdummheiten sollte man weiterführen, und dabei wohl mehr auf bessere Bildung und die damit verbundene Schulung des Sprachgefühls setzen, als, wie manche meinen, auf den Beistand der Politik.

Ganz abwegig ist der Gedanke ja nicht, der staatlichen Denkmalpflege ein Amt für Sprachpflege beizuordnen, das über die Unversehrtheit dieses kostbaren Kulturerbes zu wachen hat. Da wir aber kürzlich die Ergebnisse staatlicher Sprachpolitik beim jahrelangen Tauziehen um die überflüssige Rechtschreibereform erleben konnten, scheint es mir doch vernünftiger, mehr als auf Verordnungen, wie sie in Nachbarländern versucht werden, auf die Wirkung guter Beispiele und auf offene, unverklemmte Diskussionen setzen, auf Diskussionen, in denen die Klage über die Flut unsinniger, unschöner und oft auch unverständlicher Anglizismen nicht immer gleich Verdächtigungen zur Folge hat. Die nationalistischen Forderungen, die in vergangenen Jahrhunderten oft mit denen nach der Reinheit der Sprache zusammen laut wurden, sind, wie mir scheint, in diesem Zusammenhang doch wirklich vergangen. Dem Sprachpfleger von heute nationalistische Tendenzen zu unterstellen, ist nicht weniger unsinnig als anzunehmen, daß Gleichgültigkeit gegenüber der Sprachverhunzung Ausweis freiheitlich-demokratischer Gesinnung sei. Das eifrige Nachplappern überflüssiger Anglizismen zeugt vielmehr von einer partiellen Beschränktheit, die von Schönheit und damit zusammenhängender Prägnanz einer Sprache nichts weiß. Sollte diesem Hang zur Verunstaltung aber eine Art Selbsthaß zugrunde liegen, müßte man diesen als besonders gefährlich betrachten, weil die Mißachtung des Eigenen auch die des Anderen zur Folge hat. Die Liebe des Nachbarn zu seiner Sprache kann nur begreifen, wer auch die eigene liebt.

Eine solche Liebe zur Muttersprache haben wir an den Grimmschen Brüdern zu ehren, aber nicht nur an ihnen, sondern auch an anderen Dichtern, Sprachgelehrten und sonstigen Schreibern und Rednern, die unsere Sprache vorbildhaft handhabten, und nicht zuletzt auch an jenen, die heute zu ihrer Bewahrung beitragen, unter anderem auch durch die Stiftung des Preises, mit dem Sie mich heute erfreuten und für den ich allen an ihm Beteiligten nicht genug danken kann.

Die Märchen übrigens, mit denen ich begonnen habe, schließen nicht alle mit dem vertrauten „Und sie lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende“. Sie haben auch realistischere, manchmal auch für unsere Sorgen um den Erhalt unserer Sprache passende Schlüsse, wie der von dem gutgläubigen, treuen Mäuslein, das am Ende im Magen der falschen Freundin, der Katze, landet, und wo der Grimmsche Schlußsatz dann lautet: „Siehst du, so geht's in der Welt“.

Autorenverzeichnis

Günter de Bruyn, Schriftsteller

Prof. Dr. Helmut Glück, Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg; Sprecher der Jury des Kulturpreises Deutsche Sprache

Mathieu van den Hoogenband, Vorsitzender der Weleda-Gruppenleitung

Thomas E. Junge, Bürgermeister der Stadt Kassel

Prof. Dr. Joachim-Felix Leonhard, Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst

Eberhard Schöck, Stifter des Jacob-Grimm-Preises Deutsche Sprache

Felicitas Schöck, Eberhard-Schöck-Stiftung

Wolfgang Thierse, Vizepräsident des Deutschen Bundestags

Bildnachweis: Agentur Schröder

Preisträger des Kulturpreises Deutsche Sprache

2001

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Rolf Hochhuth

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Zeitschrift Computer-BILD, Hamburg

2002

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Ludmila Putina

Initiativpreis Deutsche Sprache: Verein zur Förderung der pädagogischen Arbeit mit Kindern aus Zuwandererfamilien, Osnabrück

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Gemeinnützige Hertie-Stiftung, Frankfurt a.M.

2003

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Christian Meier

Initiativpreis Deutsche Sprache: Projekt Deutsch-Mobil

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Versandhaus Manufactum

2004

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Vicco von Bülow

Initiativpreis Deutsche Sprache: Netzwerk für deutschsprachige Musik, Literatur und deutschen Film *Irgendwo in Deutschland*

Institutionenpreis Deutsche Sprache: Redaktion der Stuttgarter Zeitung

2005

Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache: Paul Kirchhof

Initiativpreis Deutsche Sprache: Axel Gedaschko, Landrat des Kreises Harburg

Institutionenpreis Deutsche Sprache: SWR-Jugendsender Das Ding

Was will der Kulturpreis Deutsche Sprache?

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wird von der Eberhard-Schöck-Stiftung und vom Verein Deutsche Sprache e.V. gemeinsam verliehen. Er besteht aus dem Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache, dem Initiativpreis Deutsche Sprache und dem Institutionenpreis Deutsche Sprache. Die Preise wurden erstmals im Herbst 2001 in Zusammenarbeit mit der Brüder-Grimm-Gesellschaft e.V. und im Einvernehmen mit der Henning-Kaufmann-Stiftung in Kassel vergeben. Über die Preisträger entscheidet eine unabhängige Jury aufgrund der ihr vorgelegten Vorschläge.

Die deutsche Sprache hat sich über 1200 Jahre hin zu ihrem heutigen Stand entwickelt. Sie hat im Verlauf dieses Zeitraums Höhen und Tiefen erlebt, sie hat substantielle Anleihen bei anderen Sprachen gemacht und daraus großen Gewinn gezogen. Sie war ihrerseits Vorbild für andere Sprachen, die dem Deutschen in ihrer Entwicklung vieles verdanken. Die deutsche Sprache war und ist der Stoff, aus dem einzigartige poetische Kunstwerke geformt wurden. Sie diente den deutschsprachigen Völkern in allen Abschnitten ihrer Geschichte als differenziertes und flexibles Verständigungsmittel und seit wenigstens 300 Jahren auch als Sprache von Bildung, Wissenschaft und Literatur. Sie wurde geliebt, gepflegt und geachtet, aber auch durch Gleichgültigkeit, Überheblichkeit und Dummheit entwürdigt. Immer wieder wurde deshalb aufgerufen zu ihrem Schutz vor Verwahrlosung und ihrer Verteidigung gegen Geringschätzung: Martin Luther, Gottfried Wilhelm Leibniz, Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Johann Wolfgang von Goethe, Jacob Grimm, Arthur Schopenhauer und Karl Kraus gehören zu den Vorkämpfern für ein klares und schönes Deutsch.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache stellt sich in diese Tradition, namentlich in die Tradition der Aufklärung. Die Sprachkritik der Aufklärung zielte darauf ab, das Deutsche allen Bevölkerungsschichten als Verständigungsmittel verfügbar zu machen und niemanden aufgrund mangelnden sprachlichen Verständnisses von den öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen. Sie kämpfte für ein klares, verständliches und prägnantes Deutsch. Dazu gehörte die kritische Auseinandersetzung mit dem Alamode-Deutsch des 18. Jahrhunderts. Ein hoher Anteil an französischen Elementen bewirkte damals für große Bevölkerungsgruppen Verständnisprobleme. In der Gegenwart verursacht ein Übermaß an englischen Elementen in vielen Bereichen vergleichbare Probleme. Ganze Gruppen der Bevölkerung sind von der Kommunikation in einigen wichtigen Bereichen bereits ausgeschlossen, ganze Handlungszusammenhänge gehen der deutschen Sprache verloren. Das ist für eine Kulturnation in einem demokratischen Staat nicht hinnehmbar.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache dient der Erhaltung und der kreativen Entwicklung der deutschen Sprache. Er möchte kulturelle und sprachliche Selbstachtung und entsprechendes Selbstbewußtsein in einer demokratischen, offenen und europäisch orientierten Gesellschaft fördern. Das ist eine Voraussetzung für einen verantwortlichen und bewußten Umgang mit unserer Sprache: wer kein positives Verhältnis zu den Ländern des deutschen Sprachraums und ihrer Kultur hat, wird auch kein positives Verhältnis zur deutschen Sprache finden können. Dazu möchte der Kulturpreis Deutsche Sprache beitragen. Er dient aber auch der Völkerverständigung und der europäischen Integration, denn die deutsche Sprache ist ein Band, das uns mit anderen Völkern verbinden kann. Er möchte die deutsche Sprache als würdigen Gegenstand des Fremdsprachenlernens erhalten, und er soll deutlich machen, daß das Deutsche immer noch eine der großen europäischen Kultursprachen ist, um die es sich zu bemühen lohnt – ebenso wie es sich in Deutschland lohnt, andere Kultursprachen zu lernen. Er möchte anderen Nationen zeigen, daß die deutsche Sprache in Deutschland geschätzt und geliebt wird, daß sie nicht abgeschrieben ist, daß niemand auf dem Weg zum Deutschen den Umweg über das Englische nehmen muß und daß wir uns für Zukunft unserer Sprache auch in den internationalen Beziehungen einsetzen werden.

Der Kulturpreis Deutsche Sprache ist kein Literaturpreis, sondern eine Auszeichnung, die hervorragenden Einsatz für die deutsche Sprache und zukunftsweisende, kreative sprachliche Leistungen in deutscher Sprache anerkennt.

Der Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache ist mit € 35.000 dotiert. Er zeichnet beispielhafte Verdienste bei der kreativen Weiterentwicklung unserer Sprache und phantasievolle Beiträge zur Erweiterung ihres Funktionsspektrums aus. Er wird Persönlichkeiten verliehen, die

- sich besondere Verdienste um die Anerkennung, Weiterentwicklung, den Erhalt und die Pflege der deutschen Sprache als Kultursprache erworben haben – sei es in literarischen Werken, sei es in wissenschaftlichen Essays oder Abhandlungen, sei es in der politischen Rede oder Publizistik
- das Ansehen der deutschen Sprache als Kultursprache vermehrt und ihre Bedeutung und Verbreitung als Fremdsprache gefördert haben.

Der Initiativpreis Deutsche Sprache ist mit € 5.000 dotiert. Er wird Personen, Gruppen und Einrichtungen verliehen, die Ideen für die Förderung und Weiterentwicklung der deutschen Sprache umgesetzt oder Vorbilder für gutes, klares und elegantes Deutsch in literarischen Texten, in wissenschaftlichen Abhandlungen, in der politischen Rede, in Texten zu Musikstücken oder in der Publizistik gegeben haben. Er wird auch jüngeren Menschen verliehen, die sou-

veräne sprachliche Leistungen vorgelegt haben, denn er soll die junge Generation anregen, ein zeitgemäßes, zukunftsgerichtetes Deutsch zu schreiben und zu sprechen.

Der Institutionenpreis Deutsche Sprache ist undotiert. Er wird Einrichtungen oder Firmen verliehen, die sich im Alltag von Wirtschaft, Politik oder Verwaltung um ein klares und verständliches Deutsch bemüht und gezeigt haben, daß man die deutsche Sprache auch dort flexibel, klar und ohne Verrenkungen verwenden kann.

Begründete Vorschläge für die einzelnen Abteilungen des Kulturpreises Deutsche Sprache nimmt die Jury entgegen. Stichtag ist der 15. April. Der Jury gehören an:

Prof. Dr. Helmut Glück (Bamberg) als Sprecher,

Prof. Dr. Ulrich Knoop (Freiburg),

Prof. Dr. Walter Krämer (Dortmund),

Dipl.-Ing. (FH) Eberhard Schöck (Baden-Baden),

Stud.Dir. a.D. Wolfgang Windfuhr (Kassel).

Die Entscheidungen der Jury sind nicht anfechtbar.

Kontakt:

Kulturpreis Deutsche Sprache
Die Jury
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Deutsche Sprachwissenschaft
Prof. Dr. Helmut Glück
96045 Bamberg

Der Kulturpreis Deutsche Sprache wird vergeben von der

Eberhard-Schöck-Stiftung
Vimbucher Straße 2
76534 Baden-Baden
Telefon: (07223) 967-371

und dem

Verein Deutsche Sprache e.V.
Postfach 104128
44041 Dortmund
Telefon (0231) 794 85 20

www.kulturpreis-deutsche-sprache.de